

Leipziger Universitätsreden

**Vorträge aus dem
Studium universale**

2004 – 2007

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Leipziger Universitätsreden

Neue Folge Heft 106

Vorträge aus dem Studium universale
2004 – 2007



UNIVERSITÄT LEIPZIG

Impressum

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig
Redaktion: Prof. Dr. Elmar Schenkel, Nadja Kroker
Lektorat: Ines Laue
Satz: Nadja Kroker, Randy Kühn
ISBN 978-3-941152-07-6
Redaktionsschluss: 6. April 2009
Preis: 3,50 €

Kontakt

Studium universale
www.uni-leipzig.de/studiumuniversale

Die Mitglieder des Arbeitskreises des Studium universale finden Sie auf dieser Internetseite.

Prof. Dr. Elmar Schenkel
Institut für Anglistik
Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig
Telefon 0341 97-36251
E-Mail schenkel@uni-leipzig.de

**Vorträge aus dem Studium universale
2004 - 2007**

Inhalt

Vorwort	6
Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha Virtuelles Mittelalter	8
Prof. Dr. Marcus Köhler Gärten als virtuelle Paradiese	21
Prof. Dr. Werner Greiling Das Napoleon-Bild 1797-1815	38
Dr. Betsy van Schlun Virtuelle Welten von Dante bis Matrix	66
Dr. Tobias Brinkmann Jüdische Erinnerungsorte in Berlin und New York	86
Prof. Dr. Angelika Hoffmann-Maxis Marcel Proust, die Erinnerung und das Buch / die Bücher	104
Prof. Dr. Rainer Eckert Geschichtspolitik in Deutschland: die kommunistische deutsche Diktatur in der Erinnerung	116
Heiko Zimmermann Erinnerung im Web 2.0	131
Zu den Vortragenden	150
Studium universale an der Universität Leipzig und der Arbeitskreis Studium generale Sachsen	153

Vorwort

Virtualität und Erinnerung

Es fällt uns schwer, uns an eine Welt zu gewöhnen, die zu einem immer weiter anwachsenden Teil gar nicht mehr wirklich und solide ist, sondern sich in einem ungreifbaren elektronischen Feld bewegt. Wir sind anthropologisch auf das Greifen, Tasten, Schmecken, Sehen, Hören und Riechen eingestellt, jedoch entzieht sich die von uns selbst erschaffene Welt zusehends diesen Sinnen. So scheint es jedenfalls. Doch ein Blick auf unsere geistigen Vorgänge zeigt, dass wir uns immer schon in virtuellen Welten bewegt haben. Virtualität ist geradezu die Voraussetzung für Bewusstsein und Sprache, also Kennzeichen des homo sapiens. Sobald wir sprechen, beziehen wir uns auf etwas Nichtgreifbares und Nichtvorhandenes, insbesondere in Futur-, Vergangenheits- und Konjunktivformen. Alle, die sich gleichzeitig an etwas erinnern, zum Beispiel einen Unfall, bewegen sich in einem Raum von Möglichkeiten, von oft nicht mehr Verifizierbarem. So ist der Cyberspace eine elektronische Ausfaltung dessen, was uns zu Menschen machte, im guten wie im schlechten Sinne.

Aufgrund dieser Verwandtschaft von Virtualität und Erinnerung haben wir die Erträge von zwei Ringvorlesungen aus den Wintersemestern 2004/2005 und 2006/2007 zusammengetragen. Was war eigentlich das Mittelalter, wie wird es zelebriert und verformt? Aus welchen politischen Motiven wird das Bild Napoleons und der Schlacht bei Jena zusammengesetzt? Welche Rolle spielt die Virtualität, die alternative Realität oder das Nicht-Vorhandene in der Literatur des Abendlandes bis hin zum heutigen Film? Auch die Gärten

können als virtuelle Orte gelesen werden, wenn man sie als Imitationen des Ur-Ortes Paradies ansieht.

Wer sich mit Erinnerung beschäftigt, kommt an Marcel Proust nicht vorbei. Wie kein anderer ist er den Mechanismen des Erinnerns auf die Schliche gekommen und hat die paradoxe Grundstruktur menschlichen Daseins erfasst. Eine gründliche Lektüre von Auf der Suche nach der verlorenen Zeit ersetzt einige Semester Psychologie. Um das gesellschaftliche Gedächtnis geht es in den Beiträgen über jüdische Erinnerungsorte in Berlin und New York sowie über jene, die an die kommunistische deutsche Diktatur erinnern.

Virtualität und Erinnerung kommen schließlich zusammen in der Frage danach, wie und was eigentlich noch im Netz erinnerbar ist, insbesondere unter den Bedingungen von Web 2.0. Das wird bei Drucklegung dieser Schrift zwar längst wieder überholt sein und nur noch Erinnerung. Gerade deshalb sollten wir bei den rasanten Fortschritten an Wissens- und Technikzuwachs nicht vergessen, dass auch das Vergessen ebenso rasant mitwächst. Diese kleine Sammlung von Vorträgen möge dazu beitragen, dass wir einmal innehalten und darüber nachdenken, was wir tun und wie der Maelstrom eigentlich beschaffen ist, der uns fortwährend mitreißt.

Leipzig, Juli 2008

Prof. Dr. Elmar Schenkel
Leiter des Arbeitskreises Studium universale

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha

Virtuelles Mittelalter, oder: Warum es so schwierig ist festzustellen, wie es „wirklich war“

Wenn es in einer interdisziplinären Vortragsreihe um „virtuelle Welten“ geht, bietet sich das Mittelalter als Beispiel geradezu an, und das nicht (nur) deswegen, weil beispielsweise der Mediävistenverband 2003 eine ganze Tagung unter dieser Überschrift bestritten hat: Es gibt zahllose mittelalterliche Beispiele für imaginierte bzw. imaginäre Weltentwürfe und Konzepte, und ein Ausschnitt daraus wird auch hier zu diskutieren sein. Ein zweiter Grund ist jedoch, dass das Mittelalter selbst als Ganzes in gewisser Weise für uns ein virtueller Gegenstand ist. Es dominieren seit der Renaissance Vorurteile und Klischees vom „finsternen Mittelalter“, von Aberglauben und Folter, von Körperfeindlichkeit und Weltverachtung, von kirchlicher Einflussnahme und Standesschranken, von blindem Autoritätsglauben und Stillstand; die Reihe ließe sich leicht abendfüllend verlängern, wird dadurch aber nicht „historisch korrekter“. Und wenn einmal der Öffentlichkeit eine positive Seite präsentiert wird, in „Mittelalterspektakeln“ mit „Ritterturnieren“, „Gauklern“ und „Ritterschmaus“ oder als aufwendiger Hollywoodfilm, dann wendet sich die Fachmediävistik mit Grausen (vgl. dazu Hans-Werner Goetz: *Moderne Mediävistik*. Darmstadt 2002).

Wo kann das interessierte Publikum denn nun ein Stück „authentisches“ Mittelalter sehen? Der Verweis auf die erhaltenen Bauwerke liegt erst einmal am nächsten. In Sachsen-Anhalt gibt es z. B. eine Straße der Romanik, da sollte doch ein Eindruck zu gewinnen sein! Dieser Eindruck bestätigt jedoch gängige Vorurteile: Alles ist (heute) dunkel, schmuck- und freudlos – und natürlich: Alles Kirchen! Und die sahen – kann das wirklich überraschen? – vor 1000 Jahren nun einmal anders aus als jetzt, der Bilderschmuck, der Raumeindruck, das liturgische Erlebnis, die städtebauliche Wirkung – nichts lässt sich vergleichen. Nicht einmal mit berühmten Burgen kann man punkten: bei einer Führung durch die Wartburg, durch Karlstejn oder welches Objekt auch immer: Stets muss der enttäuschte Besucher zur Kenntnis

nehmen, dass gerade die attraktiven Teile recht späte Zutaten sind, während der mittelalterliche Kern klein, eng und recht unansehnlich (wenn überhaupt noch für Laien identifizierbar) ist. Die schönste deutsche Burgenlandschaft, ausgezeichnet als Welt-Kulturerbe, ist das Rheintal zwischen Bingen und Koblenz – und die schönsten Burgen dort stammen aus dem späten 19. Jahrhundert, gebaut von reichen Industriellen aus dem Ruhrgebiet. Ähnlich übrigens auch DER deutsche Dom, nämlich der zu Köln; er dürfte einem beim Nachdenken über Gotik in Deutschland als erstes einfallen: Was für eine Enttäuschung, dass er – vom Chor abgesehen, der jahrhundertlang eine Bauruine war – aus dem Wilhelminischen Kaiserreich stammt, fertiggebaut als nationale Aufgabe und nationales Denkmal! Da mag es ein kleiner Trost sein, dass es mit der Datierung beim „gotischen“ Prager Veitsdom auch nicht wesentlich anders aussieht. Die tatsächlich einzige größere gotische Kirche in Deutschland mit „echter“ mittelalterlicher Bauplastik und Ausstattung ist das Ulmer Münster, ansonsten muss man nach Frankreich fahren, wo aber Revolution und moderne Restaurierungen auch ihre tiefen Spuren hinterlassen haben. Bei diesen Zugangsbarrieren muss es nicht verwundern, wenn es erst recht zu transkulturellen Missverständnissen kommt, die vor allem der mittelalterbegeisterten „Romantik“ geschuldet sind: Das von Ludwig II. gebaute Schloss Neuschwanstein bei Füssen im Allgäu wird amerikanischen und japanischen Touristen „gleichzeitig“ im doppelten Sinn mit dem Heidelberger Schloss präsentiert; wenn jemand die beiden Gebäude vergleichen wollte, wirkt es eindeutig „mittelalterlicher“ (es ist auch in besserem Zustand und bietet alle erdenklichen Mittelalter-Accessoires). Außerdem wurde es von Walt Disney als Vorbild benutzt und ist so Teil der weltweiten Popkultur geworden, als vermeintlicher Repräsentant einer in sagenhafte Zeiten zurückreichenden (europäischen) Bautradition.

Das Märchenschloss eines Märchenkönigs: Was könnte besser zum Mittelalter passen? Der positive Filter der Romantik steht einem „realistischen“ Mittelalterbild aber genauso im Weg wie die negativen Vorurteile, die entweder aus – ebenfalls unkritischer – Antikeverehrung oder aus antiklerikalen und positivistischen Ressentiments sowie Technikorientierung und Fortschrittsglauben stammen. Was wäre die Germanistik ohne die großartigen Editionen des 19. Jahrhunderts, die auch von der nationalen Begeisterung des Vormärz angestoßen waren? Und doch erweist sich heute mitunter die Souveränität der damaligen Gelehrten, mit der sie sich über den – vermeintlich verderbten – handschriftlichen Befund hinwegsetzten, in der Philologie als Stein des Anstoßes. Nun kann man in der Regel durch einen Blick in die Handschrift kontrollieren, ob bzw. inwieweit es eine „mittelhochdeutsche Dichtersprache“ gab oder ob sie eine geniale Erfindung

Karl Lachmanns ist; auch kritische Ausgaben lassen sich – wenn auch mühsam – nachholen. Schwieriger ist es schon mit historischen Ereignissen, und da fängt das „Mittelalter als Märchen“ an.

Was können wir von dem glauben, was in Geschichtsbüchern steht? In den letzten Jahren hat die provokante These eines Privatgelehrten Furore gemacht, wonach im Frühmittelalter rund 300 Jahre fehlen und somit beispielsweise Karl der Große eine bloße Erfindung ist (Heribert Illig: Das erfundene Mittelalter – Die größte Zeitfälschung der Geschichte. Hat Karl der Große je gelebt? 7. Aufl., Berlin 2004). Seitdem reißen derartige Diskussionen und Publikationen um Fehldatierungen (keineswegs nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch z.B. in der Geologie) nicht mehr ab, es gibt Gesprächskreise und Internetforen dazu und das einschlägige Journal „Zeitensprünge“ erscheint schon im 13. Jahrgang. Dabei beteiligen sich durchaus auch etablierte Professoren, so etwa Hans-Ulrich Niemitz/Leipzig und Gunnar Heinsohn/Bremen, in diesem Sinn. Neuere Arbeiten zu Karl d. Gr. haben daher schon fast apologetischen Charakter, so etwa die Biographie von Max Kerner (2000), die meint, im Untertitel („Entschleierung eines Mythos“) diese Debatte aufgreifen zu müssen.

Wie kommt man auf eine solche These und warum stößt sie auf solche Zustimmung – gerade hinsichtlich des Mittelalters? Ein Grund ist, dass die zeitgenössischen Quellen oft spärlich sind oder gar ganz fehlen, so dass Vieles später auf der Basis von Gerüchten und mündlicher Überlieferung aufgeschrieben wurde, Manches fiel einfach dem Vergessen anheim. Dass Erinnerung verloren gehen kann, auch die Erinnerung an wichtige politische Ereignisse, wird in Frankreich erst im späten 11., im deutschen Sprachraum erst in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts erkannt – und dann wird viel dafür getan, dass ein (natürlich vorteilhaftes) Andenken bleibt (Atsuko Iwanami: Memoria et oblivio. Die Entwicklung des Begriffs „memoria“ in Bischofs- und Herrscherurkunden des Hochmittelalters. Berlin 2004). Insofern muss es nicht verwundern, dass man einfach vergessen hat, wo das Grab Karls d. Gr. war, oder dass man es zur Zeit ihrer Fertigstellung nicht für nötig hielt, eine Beschreibung der Aachener Pfalzkapelle anzufertigen.

Ein weites Feld sind die mittelalterlichen Fälschungen. Gerade wo authentische Dokumente fehlen, tritt das Falsifikat an ihre Stelle. Die berühmteste Fälschung dürfte die „Konstantinische Schenkung“ sein – die recht plump interessengeleitete vorgebliche Lösung des Konflikts zwischen Papsttum und Kaiser, die schon die mittelalterliche Elite nicht überzeugte. Es scheint jedoch gängige Praxis gewesen zu sein, dass, wer sich im Recht glaubte,

aber keine Urkunde zur Hand hatte, eben selbst eine solche verfertigte, um z. B. Besitzansprüche zu beweisen oder sich einen prominenten Stammvater zuzuschreiben. Besondere Aufmerksamkeit haben die in ihrer Seriosität unbestrittenen *Monumenta Germaniae Historica* den Fälschungen im Mittelalter auf einem riesigen Kongress 1986 gewidmet; die Ergebnisse sind in 5 Bänden publiziert, die zusammen über 3700 Seiten umfassen. Auf der Homepage der Abteilung für Geschichtliche Hilfswissenschaften am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München findet sich eine weitere Übersicht mit Literaturangaben. Das verbreitete Phänomen ist natürlich Wasser auf die Mühlen derer, die Karl d. Gr. für eine geschickte Kreation Ottos III. halten, der nun mal gern im besonderen Jahr 1000 regieren wollte und nicht irgendwann in den 690ern.

Viele aus unserer Sicht erfundenen oder untergeschobenen Ereignisse dürften im Mittelalter überhaupt nicht in diese Kategorie gefallen sein. Dies gilt insbesondere für Heiligenlegenden. Der moderne Leser dürfte sich an der Vielzahl der Wunder (die ihrerseits wiederum bei verschiedenen Heiligen insgesamt recht – verdächtig? – ähnlich sind) und an der Kontinuität des heiligmäßigen Lebens stören. Für die mittelalterlichen Biographen war eine solche Konstruktion jedoch eine Selbstverständlichkeit, sogar bei Heiligen mit eindeutiger Bekehrungsgeschichte. Zur Legende gehörten bestimmte *Topoi* eben einfach dazu; von einem echten Heiligen werden nun mal Standhaftigkeit, Eloquenz in religiösen Dingen sowie natürlich Quellwunder und Wunderheilungen erwartet – ob sie in unserem Sinn historisch belegt sind, spielte gar keine Rolle. Mit einem positivistischen Wahrheitsverständnis wird man also dem Mittelalter nicht gerecht. Dies zeigt – da wir gerade bei der Theologie sind – auch der Umgang mit der Bibel: Natürlich war man vom Wortsinn (*sensus litteralis*) überzeugt, also davon, dass die erzählten Geschichten „stimmen“. Zu dieser historischen Ebene, die heute vielfach kritisch hinterfragt wird, kommen jedoch noch drei weitere Sinnebenen: Die typologische Interpretation verknüpft Altes und Neues Testament und betont den Erfüllungscharakter des Neuen Bundes (*sensus allegoricus*). Ferner wird nach den moralischen Lehren für den eigenen Alltag gefragt (*sensus ethicus*) und schließlich der Bezug zur Endzeit hergestellt (*sensus eschatologicus*). Widersprüche auf der litteralen Ebene ließen sich daher problemlos durch unterschiedliche Herangehensweisen erklären; sie zum Anlass zu nehmen, an der „Richtigkeit“ der Darstellung zu zweifeln, wie wir es für modern und aufgeklärt halten, hätte man im Mittelalter als naiv und typisch laienhaft-ungebildet bezeichnet.

Doch kehren wir zur Historiographie im engeren Sinn zurück. Die Geschichtswissenschaft muss auf historische Dokumente zurückgreifen, auf Urkunden, Chroniken, Biographien, Briefe, Rechtsordnungen, Protokolle, Inschriften usw. Was stimmt aber überhaupt von dem, was wir in diesen Quellen finden? Die meisten Darstellungen sind erkennbar tendenziös, dienen der positiven oder negativen Propaganda, vor allem der Legitimierung von Herrschaft, aber auch z. B. der Werbung für Missionierung oder Kreuzzüge. Insofern musste die moderne Mediävistik lernen, ihre Quellen mit der gleichen Vorsicht (und letztlich mit ähnlichen Methoden) zu analysieren, die Literaturwissenschaftler ihren Texten zukommen lassen (Hans-Werner Goetz: „Wahrnehmungs- und Deutungsmuster als methodisches Problem der Geschichtswissenschaft.“ *Das Mittelalter* 8, 2003/ 2, S. 23-33). Das gilt nicht nur für die berechtigten Zweifel an spektakulären Ereignissen, wie z. B. den angeblich 4500 Hinrichtungen bei Verden an der Aller 782, sondern für jedes einzelne Detail. Früher für unbestechlich gehaltenes Material löst sich zunehmend in Unklarheit auf, eine Chronik ist zunächst einmal genauso wahr oder falsch wie ein Roman. Auf dieser diskursanalytischen Basis festzustellen, wie es „wirklich war“, wird immer schwieriger, vor allem, wenn dann noch einer der bekanntesten deutschen Historiker die Ergebnisse der Hirnforschung ins Spiel bringt, wonach selbst der „unvoreingenommenen“ Erinnerung von Zeit- und Augenzeugen nicht zu trauen ist (Johannes Fried: *Der Schleier der Erinnerung*. München 2004).

Bis vor wenigen Jahren waren demgegenüber fachwissenschaftliche – da mein Metier die Medizingeschichte ist, werde ich medizinische Beispiele wählen – Texte ein sicherer Hafen historischer „Realität“: Wenn jemand ein Rezept aufschreibt, dann – so die Überzeugung – doch wohl, um es selbst zu benutzen oder für andere zugänglich zu machen. Man müsste also nur die Heilanzeigen einerseits und die Zutaten andererseits sammeln, z. B. heutzutage in einer Datenbank, um auf diese Weise die mittelalterliche Therapie rekonstruieren und evtl. sogar noch davon profitieren zu können. Leider funktioniert das nicht: Weder wissen wir, was damals verwendet wurde noch wogegen. Wie kann das sein?

Zunächst einmal ist das medizinische Konzept des Mittelalters ein grundsätzlich anderes als das gegenwärtige. Es beruht auf einer Mischung von vier Körpersäften (Blut, Schleim, Gelbe und Schwarze Galle), durch deren Ungleichgewicht und Verderbnis Krankheiten entstehen (Humoralpathologie). So trifft man auf innere und äußere „Flüsse“, auf Schlacken und Fäulnis, für die es über Spekulationen zu Eiter- und Flüssigkeitsansammlungen oder Konkrementen hinaus kein definierbares Äquivalent in der gegenwärtigen

Medizin gibt. Viele mittelalterliche Krankheitsnamen sind inzwischen verschwunden und die noch existieren, haben ihre Bedeutung geändert. Krebs, gicht, colica oder colera haben praktisch nichts mit „unseren“ Krankheiten bzw. Symptomen zu tun.

Auch was die Drogen angeht, bleibt nur zu oft im Dunkeln, von welchen Stoffen überhaupt die Rede ist. Die Wörter sind nicht selten aus dem Lateinischen und Griechischen verballhornt (das kann man mit etwas Phantasie zur Not korrigieren), entstammen dem regionalen Dialekt (was bei der Wanderung zwischen Sprachlandschaften zu Fehldeutungen führen kann) oder sind als Bezeichnung gänzlich untergegangen und daher heute gar nicht mehr oder nur rein spekulativ zu identifizieren. Aber auch bei den scheinbar klaren Bezeichnungen ist zu bedenken: Es gab im Mittelalter keine botanisch oder chemisch exakte Nomenklatur, daher sind die überlieferten Wörter in der Regel mehrdeutig (wie im Übrigen auch viele unserer gegenwärtigen deutschen Pflanzennamen), was wiederum Grundlage für weit reichende Missverständnisse sein kann.

Dazu kommt ein dritter Aspekt: Der Begriff der „Erfahrung“ ist ein anderer als heute (was uns nach dem oben zur „Wahrheit“ Gesagten nicht überraschen muss), Empirie ist nicht statistisch verifiziert, sondern ein Nachvollziehen von Tradition und gelehrter Theorie. Dabei werden Sinneseindrücke nicht ausgeblendet – im Gegenteil –, sie werden jedoch anders eingesetzt als in der Neuzeit.

Betrachten wir ein vermeintlich problemloses Beispiel etwas genauer und versuchen wir dabei nachzuvollziehen, wie nach mittelalterlicher Vorstellung Substanz, Name und präsumptive Wirkungen zusammenhängen: Vor allem in Salbenrezepten findet sich als Zutat häufig castoreum (Bibergeil). Darunter zu verstehen ist die penetrant riechende eigroße Duftdrüse des Bibers (*Castor fiber L.*), die paarig unter dessen Schambeinknochen liegt. Der intensive, seinerzeit wahrscheinlich als angenehm empfundene Geruch der getrockneten und pulverisierten Masse soll wohl die „Fäulnis“ von Wunden neutralisieren. In Pestzeiten wird er dann eingesetzt werden, um den schädlichen „Pesthauch“ abzuwehren. Es wäre also eine Rezeptzutat, deren Anwendung plausibel theoretisch begründet ist (*contraria contrariis*) und leicht erfahrbare Sinneseindrücke voraussetzt (Duft gegen Fäulnis bzw. Gestank). Empirie ist hier nicht etwa auf einen beobachteten Heilungseffekt zu beziehen, es geht vielmehr um eine sensorisch eindrucksvolle Eigenschaft, deren positive Auswirkungen – das ist „typisch mittelalterlich“, man denke an die oben erwähnten Heiligenlegenden! – als sicher vorausgesetzt werden

und keiner zusätzlichen Verifizierung bedürfen. Dass ausgerechnet ein organotherapeutisches Mittel so häufig für Wundsalben gewählt wird, hat darüber hinaus sicher nicht zuletzt mit dessen „fleischlichem“ Charakter zu tun, sind doch bei tiefen Verletzungen und Geschwüren erhebliche Substanzdefekte aufzufüllen, vielleicht mag sogar der sexuelle Aspekt von Fruchtbarkeit und Wachstum eine Rolle gespielt haben. Dieses Ähnlichkeitsprinzip (*similia similibus*) ist eine weitere theoretische Motivation auf „empirischer“ Basis, die – obwohl konträr zum erstgenannten Konzept der Gegensätzlichkeit – ohne logische Skrupel angelagert wird. Es kommt sogar ein dritter Gesichtspunkt hinzu: Bibergeil wird keineswegs nur für die Wundbehandlung eingesetzt, sondern auch innerlich angewandt, denn was außen gegen Fäulnis hilft, hilft „natürlich“ auch bei Fäulnis im Körper. Wir haben es also mit einer Indikationenerweiterung durch einfache Analogiebildung zu tun.

Wir haben die mittelalterlichen Überlegungen zur Wirkweise nachzuvollziehen versucht und festgestellt, dass sie von unserer Herangehensweise grundverschieden sind. Kommen wir nun zum Identifizierungsproblem: Es kann sich bei der Droge „Bibergeil“ nämlich auch um eine ganze Reihe von Pflanzen handeln (Ich folge hier Irmgard Müller: *Die pflanzlichen Heilmittel bei Hildegard von Bingen. Heilwissen aus der Klostermedizin.* Freiburg, Basel, Wien 1993, S. 68). Wenn wir die Phytotherapie einbeziehen, so erweitert sich das Spektrum medizintheoretischer Überlegungen. Wegen des starken Aromas ihrer Knolle heißen verschiedene *Aristolochia*-Arten „Biberwurz“ oder „Biberkraut“ (*Aristolochia rotunda*, *Aristolochia clematitis*, Osterluzei), lateinisch eben *castoreum* und bei Rückübertragungen „Bibergeil“. Die gleiche Metapher lässt sich ferner für den Hohlen Lerchensporn (*Corydalis cava*) nachweisen, dessen hohle, kugelförmige Erdknollen zwar nicht den osmischen, wohl aber einen ähnlichen optischen Eindruck erwecken wie die Biberdrüse. Entsprechend kursiert neben „Biberwurz“ ersatzweise auch der volkssprachige Name „[Kleine oder Falsche] Osterluzei“, und der Hohle Lerchensporn gilt teilweise als einheimischer Ersatz für die ursprünglich mediterranen *Aristolochia*-Arten (*quid pro quo*). Beide Pflanzen werden darüber hinaus auch als (Lange bzw. Runde) „Hohlwurz“ bezeichnet. Betrachten wir nun die Vorstellungen von der Wirkung der Drogen, so müssen wir zunächst feststellen, dass mit der Metaphorik des Namens auch die Vermutungen über gleiche Effekte von einer Substanz auf die andere übertragen werden. Das Denken in Analogien spielt also eine gewaltige Rolle: Auch die *Aristolochia*-Arten sollen Knochen- und Muskeldefekte auffüllen und „Fäulnis hemmend“ wirken. Da der auffällige Geruch mit Atmen zu tun hat, heilen sie speziell Lungenkrankheiten, und da Miasmata ins Gehirn aufsteigen, können sie Epilepsie verhindern und „Gift“ neutralisieren. Der

griechische Name erweckt ferner die Assoziation an „Lochien“, woraus gefolgert wird, dass die Pflanze auch im Wochenbett, ganz allgemein bei weiblichen „Flüssen“ und auch bei sonstigen „Frauenleiden“ hilft. Was schließlich in einem Körpersystem austreibend wirkt, tut das auch in einem benachbarten, also nützt die Pflanze auch bei Steinleiden.

Wir erkennen daraus folgende Vorstellungen über Wirkprinzipien: Der Name, das Aussehen und besonders auffällige sonstige Eigenschaften einer Droge geben erstens durch Assoziation die therapeutische Richtung vor, sie sind die medizinische Signatur. Gleiche oder ähnliche Attribute bedeuten zweitens gleiche oder ähnliche Wirkungen. Effekte an einem Ort des Körpers oder an einem Organsystem können drittens in Analogie auf andere Regionen übertragen werden, zumal der Körper als ein kommunizierendes Röhrensystem verstanden wird, in dem Säfte und Schadstoffe relativ ungehindert zirkulieren. Sinnliche Erfahrung steht am Anfang der handlungsleitenden Entscheidung, Erfolg wird als Normalfall erwartet und als Bestätigung gewertet. Bleibt er aus, so verfügt die mittelalterliche Medizin über genügend Erklärungen, von einer zu stark geschwächten Konstitution des Patienten bis hin zu ungünstigen astralen Einflüssen. Misserfolge erschüttern nicht die vorweg bestehende Überzeugung!

Nachdem wir uns nun mit einer einzelnen Droge beschäftigt haben, sollten wir uns auch ein Rezept näher ansehen. Ein epochenübergreifender „Klassiker“ bei der Wundbehandlung ist das Rote Pulver, das in ganz Europa bekannt war und Jahrhunderte lang in keinem chirurgischen Kompendium fehlte, seit es der berühmte lombardische Chirurg Roger Frugardi (vor 1140 bis um 1195), der Begründer der im Hochmittelalter blühenden italienischen Wundarzttradition, in seinem Handbuch mitteilte und die Wirkung lobend hervorhob. Das Rezept fand über den Würzburger Chirurgen Ortolf von Baierland (um 1300) den Weg in die Volkssprache: Nÿm swarcz painnwellen vnd plutstein itlichs eÿn lot, krichisch pech drew lot, mastig vnd weÿses weÿrauchs itliches ein halb lot, trackennplutes vnd mummie itlichs eÿn lot. Stosz es alles miteÿnander vnd mach eÿn puluer vnd behalt es (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Hs. HB XI 11, Bl. 107). Die Analyse der Zutaten zeigt fast eine Überdeterminiertheit des Diskurses: In welcher Bezeichnung auch immer, ob als Beinwell, Wallwurz (in beiden steckt mhd. wellen), Consolida oder Symphytus (heute: *Symphytum officinale*), kommt die „heilende“, „festigende“, „zusammenfügende“ Wirkung dieser Leitdroge zum Ausdruck. Mit „Blutstein“ dürfte der Hämatit gemeint sein, der silbrig aussieht, aber seinen Namen deswegen trägt, weil er beim Schleifen das Wasser rot färbt; es ist also wieder eine überzeugende Signatur (rote

Farbe, suggestiver Name) gegeben. Den klebrigen, aromatischen Harzen (griechisches Pech, Mastix, Weihrauch) dürfte dagegen ein „verschließender“ Effekt zugeschrieben worden sein. Die pulverisierte Mumie schließlich ist – bei aller zu vermutenden Fälschungsanfälligkeit – nicht nur als unheimliches und geheimnisvolles, also singularitätsmagisches Element zu verstehen, sondern sie gilt als extrem „trocken“, soll also schädliche „Flüsse“ aus Wunden und Fisteln beseitigen. Als unklar muss das „Drachenblut“ eingestuft werden: Zwar folgt es direkt auf die drei anderen Harze, könnte also als ein solches interpretiert werden, doch wird es in einem Atemzug mit der Mumie genannt und wäre vielleicht als genauso sagenumwoben einzustufen, zumal in anderen Texten als leichter zugängliche Austauschdroge Bocksblut vorgeschlagen wird. Vielleicht aber ist der Name nur eine Metapher, und es handelt sich um eine Heilpflanze, z. B. den Blutampfer (*Rumex sanguineus*) oder den Großen Wiesenknopf (*Sanguisorba officinalis*).

Wie die mittelalterlichen Benutzer von Rezepten mit diesem grundsätzlichen Problem umgegangen sind, wissen wir nicht. Fest steht aber, dass es ahistorisch wäre, etwa den Beinwell als Kronzeugen für systematisch angewandte erfolgreiche Phytotherapie ins Feld zu führen, nur weil er nach unserer Erkenntnis durch das enthaltene Allantoin sowie durch seine Schleim- und Gerbstoffe entzündungshemmend und reizmildernd wirkt, also die Kallusbildung und Wundheilung durchaus befördert (Peter und Ingrid Schönfelder: *Der Kosmos-Heilpflanzenführer. Europäische Heil- und Giftpflanzen*. 2. Aufl. Stuttgart 1982, S. 72). Alles, was mittel- oder gar langfristig positive Effekte erzielt (und dazu gehört die Vorstellung von einer Beschleunigung des Heilungsprozesses), wäre nur induktiv, also durch regelrechte Versuchsreihen – und zwar mit einer Einzeldroge und gegen Placebo – nachweisbar, also durch einen dem Mittelalter fremden Erfahrungsweg, der sich erst ganz langsam seit ca. 1900 in der Medizin durchzusetzen begann. Der mittelalterliche Wundarzt war dagegen von vornherein davon überzeugt, dass ein guter Ausgang nur auf das entsprechende Mittel zurückzuführen war.

Die Deutungsschwierigkeiten sind auf dem Gebiet der mittelalterlichen Diagnostik nicht geringer, im Gegenteil. Das Harnglas ist das mittelalterliche Attribut des Arztberufs, was ein Hinweis auf die Verbreitung der Harnschau sein mag, doch auch das Blut wurde untersucht. Da der Aderlass ein besonders häufiger Eingriff war, nenne ich als Beispiel für mittelalterliche Wahrnehmungsmustereinen dreiteiligen Satz, der Aussehen und Beschaffenheit des Blutes erwähnt und im Kontext allgemeiner Anweisungen in zahlreichen Aderlasstraktaten (vom 10. Jh. bis in die Buchdruckzeit) als Textbaustein

enthalten ist (vgl. dazu Friedrich Lenhardt: Blutschau. Untersuchungen zur Entwicklung der Hämatoskopie. Pattensen 1986, S. 83-109): Item si sanguis exierit niger, tollatur usque ad rubicundum, si spissus, usque ad tenuitatem, si aquosus, usque ad grossitiem. Der eindeutige Bezug zur Lassmenge unterstellt keine semiotische Bedeutung des Lassbluts, deshalb handelt es sich um keine „Blutschau“ im engeren Sinn. Immerhin aber zeichnen sich auf engstem Raum zwei wichtige Beurteilungskriterien ab; geachtet wird auf Farbe (schwarz – rot) und Viskosität (dick – dünn bzw. wässrig). Nachvollziehbar und präzise klingen die Angaben aber nur beim ersten Lesen. Schon beim Adjektiv niger wird der moderne Leser dazu neigen, den Gegensatz „dunkel – hell“ anzunehmen. Andererseits steht die Farbe Schwarz immer – gerade auch in der Uroskopie – für etwas Gefährliches und Ungünstiges; Rot ist dagegen tendenziell positiv besetzt und darf – anders als beim Harn! – als die „natürliche“ Farbe des Blutes gelten. Über das vordergründig Sichtbare hinaus wird im zitierten Satz implizit suggeriert, dass in manchen Fällen sich zuerst die schädlichen Blutbestandteile entleeren und dass ein Farbumschlag ihre Beseitigung und damit das Ende des therapeutischen Eingriffs anzeigt; wer das Konzept der materia peccans nicht kennt, kann die Stelle allerdings nicht verstehen.

Größer sind die Verständnisprobleme bei Viskosität bzw. Konsistenz. Als „dick“ (spissus) dürfte zähflüssiges, sich langsam und zögerlich ergießendes Blut bezeichnet werden. Das kann verschiedene Gründe haben (am häufigsten Austrocknung im wörtlichen wie im humoralpathologischen Sinn) und an der „empirischen“ Verankerung besteht kein Zweifel. Dass jedoch auch hier ein Umschlagen erwartet wird, zeigt, dass es wiederum um eine Beimischung von mengenmäßig begrenztem Schadstoff geht. Dieser muss, wie der dritte Satzteil zeigt, nicht unbedingt „trocken“ bzw. „fest“ sein, sondern kann auch als irreguläre „Feuchtigkeit“ zur Verflüssigung (Verdünnung) des Blutes führen, das nach ihrer Entleerung wieder seine angemessene Konsistenz annimmt.

Diese drei spärlichen Angaben spiegeln also insofern „Erfahrung“, als verschiedene Färbungen und unterschiedliches Fließverhalten bzw. Dick- und Düninflüssigkeit beim Aderlassblut sichtbar sind. In einigen Fällen lässt sich zudem eine Veränderung beobachten (z. B. die Verlangsamung des Blutflusses); weshalb sollte auch die jeweils zweite Satzhälfte nicht stimmen, wenn die erste sich als nachvollziehbar erwiesen hatte und das Gesamtkonzept in sich logisch ist? Es ist eine Banalität, dass Beobachtungen nie unvoreingenommen, sondern immer theoriegeleitet sind und dass die Erwartungshaltung die Wahrnehmung beeinflusst. Entsprechend fällt schon

die beschreibende Wortwahl aus und diese wiederum transportiert steuerndes Vorwissen an die Rezipienten, die gleichermaßen von der Richtigkeit der zugrundeliegenden Theorie überzeugt sind. Wer eventuell Schwierigkeiten hatte, die in Aussicht genommenen Veränderungen nachzuvollziehen, konnte sich mit anderen, nicht am Aussehen des Blutes orientierten Abbruchkriterien (von vornherein geplante Beschränkung der Menge wegen Alter und Zustand des Patienten, außerdem Ohnmacht, Blässe, Komplikationen usw.) behelfen.

Nicht einmal durch „unwahrscheinliche“ Blutfarben, wie weiß, grau, grün oder blau, die in umfangreichen Blutschaukatalogen überliefert sind, ließen sich die mittelalterlichen Wundärzte irritieren, und auch die unzähligen Farbnuancen – insbesondere im Rotbereich – wurden zusammen mit den hochdifferenzierten diagnostischen Schlussfolgerungen hinsichtlich der betroffenen Säfte oder Organe fleißig niedergeschrieben. Den scheinbar „modernen“ Einwand der mangelnden Objektivierbarkeit der Zeichen und der Vielstimmigkeit der Interpretationsvorschläge finden wir bereits bei Heinrich von Mondeville (ca. 1260 – nach 1325; Julius L. Pagel (Hg.): *Die Chirurgie des Heinrich von Mondeville*. Berlin 1892, S. 381): Die Einordnung von Farbtönen sei nicht eindeutig (z. B. rufus-subrufus, rubicundus-subrubicundus, rubeus-subrubeus) und es gebe widersprüchliche Erklärungen für die einzelnen Befunde („weißes“ Blut kann z. B. „verbrannt“, „roh“, „unverdaut“ oder „schleimhaltig“ sein). Doch fehlt das Argument, dass Blut nicht grau oder grün usw. „ist“ und dass niemand den Konnex von Farbe und Pathologie „beweisen“ kann.

Warum investierte man in eine so dubiose Sache so viel Mühe? Mehrdeutigkeit war wahrscheinlich durchaus beabsichtigt und wurde als Stärke, nicht als Schwäche billigend in Kauf genommen. Wenn sich der Arzt bei der Differenzierung von hell-, mittel-, dunkel- und tiefrot irrte und zu einer falschen Diagnose mit falschen therapeutischen Konsequenzen kam (die sich in einer ausbleibenden Besserung äußerten), war nicht das Verfahren als solches schuld, zumal auch eine widrige Mondphase, ein ungünstiger jahreszeitlicher Einfluss oder ähnliches als Störfaktor ins Kalkül zu nehmen waren. Die mittelalterliche Medizin verfügte über eine Fülle von Deutungsangeboten, was sie allerdings aus heutiger Sicht in ihrem Status als „Naturwissenschaft“ erledigt: Sie ist nicht falsifizierbar. Ausschlaggebend für den jahrhundertelangen Erfolg der mittelalterlichen Methoden war in erster Linie die bestechende „physische Logik“ des humoralpathologischen Körpermodells (Roger French: *Canonical medicine. Gentile da Foligno and scholasticism*. Leiden, Boston, Köln 2001, S. 111-119 und 124-130); der leistungsfähigen Theorie wurde die „Erfahrung“ untergeordnet.

Solchermaßen schon bei ganz alltäglichen Dingen (Drogen, Rezepte, Diagnostik) misstrauisch geworden, müssen wir nun die echten Sensationen der mittelalterlichen Medizin mit besonderer Vorsicht zur Kenntnis nehmen. Eindrucksvoll sind z. B. die in der chirurgischen Literatur fast omnipräsenten Schlafschwämme, die das schmerzfreie Operieren eines bewusstlosen Patienten gewährleisten sollten. Das Rezept mit seinen giftigen bzw. gefährlichen Zutaten (Bilsenkraut, Nachtschattengewächse, Alraune, Schierling, Mohnsaft bzw. Opium) stammt aus dem frühen Mittelalter und wird bis zur Epochenschwelle überliefert; konkurrierend treten Tränke auf Opiumbasis in Erscheinung. Zum Aufwecken sollen Fenchelsaft und Essig dienen. Die Rausch- und Betäubungsmittel werden allerdings kritisch gesehen, am deutlichsten bei Hans von Gersdorf, der ausdrücklich vor ihrer Anwendung warnt (Feldbuch der Wundarznei, Straßburg 1517): Zwar sei viel zu lesen von Schlaftränken bei schweren Eingriffen (besonders bei Amputationen), aber in der Praxis angewandt hat der erfahrene Wundarzt sie nie (ich hab es aber nie kaim gethon oder gesehen eingebenn / [...] ich hab sie aber nye gebraucht / dann ich grossen schaden daruon weiß entston oder kommen). Dass er überhaupt das Rezept für Schlafschwämme aufnimmt, verwundert, zumal die gleiche Zurückhaltung bereits in der lateinischen Vorlage, Guys de Chauliac Große Chirurgie (1363), erkennbar ist (Hrsg. v. Michael R. McVaugh. Leiden, New York, Köln 1997). Bei genauem Lesen erweckt die Passage den Verdacht, zur fiktiven Therapie zu gehören, denn auch Guy kennt das Verfahren nur aus zweiter Hand, schreibt es einer höchst zwielichtigen Gestalt zu und benutzt solche Medikamente nicht. Auch in anderen Wundarzneien figurieren die Schlafschwämme als eine nur vom Hörensagen bekannte Methode. Ob sie je angewandt wurden, wissen wir nicht. Es sind ja andere Überlieferungsmotive denkbar als der reine Anwendungsbezug: Schließlich ist die Anhäufung von Giften im Rezept gruselig und der Wunschtraum vom schmerzfreien Operieren, der sich erst Mitte des 19. Jahrhunderts erfüllen sollte, dürfte schon die mittelalterlichen Chirurgen bewegt haben.

Mindestens ebenso große Vorsicht ist bei heroischen Eingriffen geboten. Sensationelle Darmnähte nach Bauchverletzungen beispielsweise sind nicht als Spiegel der Praxis zu verstehen, sondern sind ebenfalls anekdotische Textdokumente utopischen Charakters, die sich auch als solche zu erkennen geben, wenn man sie nicht ganz euphorisch liest: Erstens figurieren Darmverletzungen unter den tödlichen Wunden und auch hier berichten die Autoren nur aus zweiter Hand. Bei Guy de Chauliac liest sich das so: Die Darmnaht mittels Ameisenköpfen, die einige experimentatores erwähnten, von denen wiederum Albucasis berichte, sei widerlich und nutzlos. Die von

anderen Chirurgen vorgeschlagenen Schienungen mittels Holunderzweig oder tierischer Luftröhre oder Prothesen mit tierischem Darm seien ebenfalls in der Anwendung allesamt wenig brauchbar. Ob die Verletzten von einer Naht überhaupt profitieren, stellt Guy grundsätzlich in Frage und er behauptet auch nicht, dass er selbst damit Erfahrung oder gar Erfolg hätte.

Die phantastische Geschichte von der gestielten Fernplastik (Nasenersatz durch mobilisierte Oberarmhaut), die in Indien bzw. Süditalien erfunden worden sein soll, gehört ebenfalls in die Kategorie der Wundermärlein aus fernen Landen. Das Verfahren, das in der Frühmoderne nochmals auftaucht (bei Gaspare Tagliacozzi, 1545-1599), dann aber wahrscheinlich satirisch gemeint ist, findet sich im chirurgischen Lehrbuch des Deutschordensritters Heinrichs von Pfalzpaint (gest. vor 1465), doch schon dessen Geheimnistuerei um den Eingriff (totale Isolierung des Patienten, Verpflichtung zu absoluter Verschwiegenheit) sowie die Aufforderung zu ausgiebiger „Aufklärung“ des Patienten über lange Dauer, Schwierigkeit und Schmerzhaftigkeit der Prozedur machen stutzig, abgesehen davon, dass Heinrich selbst sagt, er habe das Verfahren von einem Italiener gehört, der damit viel Geld verdient haben will. Von einer selbst durchgeführten Operation ist keine Rede, wie sich auch der Verfasser zum Verfahren selbst verdächtig kurz fasst. Wenige Zeilen vorher wird im Übrigen ausdrücklich empfohlen, eine Nasenverletzung (allerdings mit erhaltener Substanz) ohne Naht mit reiner Verbandsfixierung zu behandeln.

Fassen wir zusammen: Nach dem Gesagten dürfte klar geworden sein, dass paradoxerweise mit zunehmendem „Wissen“ über das Mittelalter gleichzeitig die „Gewissheit“ abnimmt. Dies gilt für alle mediävistischen Fächer und ich habe es hier an Beispielen aus der Medizingeschichte zu erläutern versucht. Wie die Quellen der Historiker nunmehr als interpretationsbedürftige Texte zu betrachten sind, ist auch ein medizinischer Text erst einmal nur ein Text und weder Ausdruck überzeitlicher Erfahrung noch simple Handlungsanweisung. Er verlangt die gleiche kritische Distanz und die gleiche philologische Akribie bei der Diskursanalyse wie alle anderen mittelalterlichen Texte auch. Heute gibt es in Medizin und Naturwissenschaften kaum Verständnis für das Einstreuen netter Geschichten in einen Sachzusammenhang. Mittelalterliche Autoren aber hatten Freude am Erzählen und auch das Fachpublikum wollte beim Lesen unterhalten werden, erst recht aber die medizinischen Laien, die ein Nachschlagewerk für ihre Bibliothek haben wollten. Ein medizinischer Text bleibt jedenfalls auch dann ein aufschlussreiches historisches Dokument, wenn man ihn nicht wörtlich nehmen kann, nur gibt er unter Umständen Auskunft über etwas Anderes, als er vorgibt, aber das muss ja nicht weniger interessant sein.

Gärten als virtuelle Paradiese

Mag es zunächst ein wenig seltsam erscheinen, Gärten und Virtualität in Zusammenhang zu bringen, so darf man nicht vergessen, dass es neben dem realen, mit Blumen, Wegen und Wasserbecken gestalteten Freiraum auch den Topos des Gartens gibt, der die gesamte menschliche Kulturgeschichte durchzieht. Der Garten ist häufig ein Urbild für eine bessere Welt, für ein Paradies. Er ist Ort des Friedens, des Glücks, der Erlösung, aber auch ein Platz für Projektionen, Wünsche und Utopien. Er repräsentiert immer die bessere, nie die schlechtere Welt. Diese Vorstellungen förderten und bestimmten nicht nur die Anlage von Gärten, sondern durchzogen auch alle Bereiche der bildenden Kunst, der Dichtung und Philosophie. So findet sich in der spätmittelalterlichen Malerei der „Hortus conclusus“ – ein abgeschlossener Garten, in dem Maria mit dem Jesus-Kind sitzt. Francesco Colonna erträumt sich in seinem Renaissance-Roman „Hypnerotomachia Poliphili“ einen Garten, und der englische Philosoph Francis Bacon setzt ihn in seinem Werk „Atlantis“ mit einem Weltentwurf in Beziehung.

Die Frage ist, ob man trotz oder wegen dieses Topos den Garten auch als einen „virtuellen“ Raum bezeichnen kann.

Um dies zu klären, ist es notwendig, den Begriff der „Virtualität“ aus geisteswissenschaftlicher Perspektive zu erläutern: Etymologisch soll es sich dabei um einen der französischen Sprache entlehnten Begriff handeln, der auf das lateinische Wort „virtus“ – Kraft, Tüchtigkeit, Mannhaftigkeit – zurückzuführen ist. Das Wort findet sich erst Anfang der neunziger Jahre in deutschen Wörterbüchern und ist somit als Neologismus zu bezeichnen. In der englischen Sprache bürgert er sich mit einer dem deutschen Verständnis entsprechenden Färbung erst allmählich ein, da die ursprüngliche Bedeutung „tatsächlich, eigentlich, praktisch“ meint.

Gibt es in den Naturwissenschaften klare Definitionen von „virtuellen Bildern“ (Optik), oder den „virtuellen Zuständen“ (Quantenmechanik), so ist der Begriff im allgemeinen Sprachgebrauch eher unscharf, meint aber soviel wie: der Möglichkeit nach vorhanden, nur gedacht/scheinbar, ein scheinbares, nicht auffangbares Bild erzeugend. Die Umgangssprache greift dabei auf die weitverbreitete und moderne Computersprache zurück, die gegenüber Neologismen und sprachlichen Unschärfen besonders anfällig ist. Der Begriff bezeichnet deshalb in der Regel durch oder auf den Computer bezogene Begebenheiten. So werden heute „virtuelle Universitäten“, „virtuelle Bibliotheken“ oder gar „virtuelle Golfplätze“ im Internet oder als Programme angeboten.¹ Mittlerweile ist der Begriff „virtuell“ zu einem Modewort geworden, das mehr oder minder sinnlos gebraucht wird.

Die englische Sprache benutzt deshalb für entsprechende Umstände eher den Begriff „digital“, der soviel meint wie „in Ziffern darstellbar“, was den tatsächlichen Umständen eher entspricht. Daneben wird häufig der Begriff „Cyberspace“ verwandt, der einen mathematisch evozierten Raum meint. Diese Differenzierung findet sich nicht im kontinentalen Sprachgebrauch. Ohne die nötigen Deduktionen an dieser Stelle leisten zu können, sei hier die These aufgestellt, dass unsere Anschauungen von Virtualität eher aus der Perspektive des Bildhaften und des Betrachters definiert werden, hingegen der anglo-amerikanische Sprachraum eine technische Anschauung bevorzugt.

Unbeschadet dieser Auffassungen stellt diese neue Technik im wissenschaftlichen und hier vor allem im medizinischen Sektor eine ungemaine Bereicherung dar. Durch Simulationen – ein Begriff, über den sich im Vergleich zur Virtualität nachzudenken lohnte – werden Materialien geschont und Möglichkeiten für neue Erkenntnisse eröffnet. Doch auch in der Denkmalpflege und landschaftsarchitektonischen Planungspraxis werden diese Möglichkeiten angewandt: Das Projekt „Lenné3D“ zum Beispiel zeigte einen verloren gegangenen Gartenteil im Parkbereich von Sanssouci.² Gleiches tat ein Begleitprogramm zur Tagung „Rekonstruktionen – Alternativen zur baulichen Wiederherstellung“ im September 2004 im Heinz-Nixdorf-MuseumsForum Paderborn. Vom Berliner Schloss bis hin zum römischen Feldlager wurden dort computergestützte Bildprogramme gezeigt, die dem Betrachter lang Verlorenes vor Augen führten.

Die Regel zeigt jedoch, dass die virtuellen Welten nicht in der planerisch-wissenschaftlichen, sondern eher in der Freizeitindustrie Anwendung finden und dort auch die stärksten Umsätze erzielen. Die menschliche Faszination,

durch eigene Bewegungen, also Interaktion, einen virtuellen Raum zu erfahren und zu bestimmen, ist dabei eine wesentliche Motivation.

Wenngleich auch jener Welt eine große Wahrscheinlichkeit zuerkannt wird, so hat doch die Wahrnehmungspsychologie gezeigt, dass das Gehirn den virtuellen Raum als nicht real erkennt. Realität wird vielmehr aus der Auswertung unterschiedlicher Reize gewonnen bzw. konstruiert.³ Hilfsmittel wie Brillen aber auch mangelnde Transfermöglichkeiten setzen strikte Regeln: So würde das Glas Wasser im virtuellen Raum den real durstenden Benutzer nichts nutzen. Die Räume sind also primär auf optische Reize angelegt. Weiß hier der Wissenschaftler noch deutlich zwischen theoretischem Nutzen und praktischer Anwendung zu unterscheiden, so zielt die Unterhaltungsindustrie auf das Phänomen des Verschwimmens von Wirklichkeit und Projektion ab.

Die scheinbare Dreidimensionalität ist jedoch kein Zeichen der Moderne, sondern ein altes Wunschdenken der Kunst.⁴ Dabei wollte man zunächst die Bildhaftigkeit einer Zeichnung oder eines Gemäldes durch eine dritte, scheinbare Dimension erweitern.

Dies führte zu sogenannten „trompe l’oeil“ – Malereien, die es von der Antike bis in die Neuzeit hinein gibt. Obwohl die Darstellungen den Schein des Greifbaren vermitteln, wird die Täuschung schnell erkannt. In diesem Punkt hat es die Bildhauerkunst leichter, die durch Relief und Plastizität Lebendigkeit evozieren kann.

Ein epochaler Schritt wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts getan, als durch Filmpioniere wie die Brüder Skladanowski reproduzierbare Bilder in einen zeitlichen Ablauf eingebunden wurden. Der durch die Unterhaltungsindustrie geförderte 3D-Film kam 1953 auf und schuf schließlich eine Symbiose zwischen scheinbarem Raum und zeitlichem Ablauf. Diese Möglichkeiten eröffnet auch der Computer, wobei ein neues Element hinzutritt, das jedoch keine neue Dimension bezeichnet: die Interaktion.

Unterstellt man den Gärten die Möglichkeit, sogenannte virtuelle Welten darzustellen, so müssten auch sie von Begriffen wie Bildhaftigkeit, Ablauf und Interaktion gekennzeichnet sein. Die Theorie der Landschaftsgestaltung im ausgehenden 18. Jahrhundert vermag hier Klärung zu schaffen.

Zur Bildhaftigkeit. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde eine Verwandtschaft zwischen Landschaftsmalerei und Landschaftsgestaltung gesehen. Dabei übernahm man aus den arkadischen Landschaftsgemälden Claude Lorrains

oder den heroischen Darstellungen Nicolas Poussins Gestaltungselemente wie Bildstaffelungen, Horizontlinien, Einzelbäume und Baumgruppen, kleine Denkmäler usw.⁵

Ein Meister der Umsetzung war William Kent, der als Kutschenmaler ausgebildet, den englischen Landschaftsgarten zwischen 1730 und 1750 bestimmte. Für den deutschen Sprachraum sind es Personen wie Salomon Gessner, der mit seinen Kupferstichen aber auch Idyllendichtungen Landschaften vorausdachte. Der große Theoretiker des deutschen Landschaftsgartens, Christian Cay Laurenz Hirschfeld, sprach deshalb in seinem in den 1780er Jahren entstandenen Werk „Theorie der Gartenkunst“ auch davon: „So ist unter allen übrigen schönen Künsten unstreitig keine mehr mit der Gartenkunst verwandt, als die Malerey, und die Landschaftsmalerey..., der vertrautesten Schwester der Gartenkunst... (mit ihren vielfältigen Gartenansichten), worin die Gegenstände mit ihren Farben so vortrefflich belebt sind, daß man die Natur selbst zu sehen glaubt.... zugleich geben sie der Phantasie eine nicht unangenehme Beschäftigung.“⁶ Er geht sogar soweit, die Gartenkunst über die Malerei zu stellen, da sie diese gleichsam greifbar und dreidimensional nachbildet. Deutlich wird dies, als er den See im Landschaftsgarten in Ascheberg, Schleswig-Holstein, beschreibt: „Sein Anblick erhebt und erfreut schon in der Ferne; und der Landschaftsmaler trifft in den Prospecten seiner Ufer und Inseln Gemälde der Natur an, bey welchen die Einbildungskraft nichts mehr zu verschönern hat.“⁷ Die Gartenkunst hat hiermit die Malerei übertroffen.

Zum Ablauf. Ein landschaftlicher Garten erschließt sich – anders als ein barocker Garten nicht durch Sichtachsen, sondern primär durch Wege. Sie sind die stummen Führer, die zu besonderen Punkten leiten, Perspektiven eröffnen und Bildfolgen verständlich machen. Ähnlich wie auch die Bildhauerkunst lässt sich der Garten nur innerhalb der Bewegung begreifen. So fordert Hirschfeld in seinem Werk, dass von Wegen aus „nicht allein überhaupt Abwechslung und Mannichfaltigkeit genossen wird, sondern auch die besten Prospective bald auf einmal, bald allmählich, in der vorteilhaftesten Enthüllung erscheinen, hingegen der Anblick missfälliger Auftritte ganz verdeckt bleibt.“⁸

Angesichts der Wegeführung fügt Hirschfeld seinem Werk sogar ein eigenes Kapitel über die Bewegung an: „Diese Bemerkung haben die Landschaftsmaler verstanden, die doch in Ansehung der hervorzubringenden Bewegung dem Gartenkünstler weit nachstehen müssen, die Bewegung bloß andeuten, nicht aber vor die Empfindung bringen können.“ In gewisser Form stellen dies

auch Landschaftsausschnitte dar, die auf belebte Szenen, d. h. Weiden oder Straßen zeigen, sogenannte „Vues mouvantes“.⁹

Diese Art der Abwechslung und der Bewegung charakterisiert im Verlauf des 18. Jahrhunderts die Gartenkunst und zeigt damit Potentiale auf, über die andere Kunstgattungen in jener Zeit und in diesem Maße nicht verfügen. Man entdeckt somit nicht nur ein neues Medium, sondern auch neue Gebiete der menschlichen Wahrnehmung.

Zur Interaktion: Damit es nicht bei einem bloßen Spazierengehen bleibt, tritt die Interaktion als weiteres Element hinzu. Hierzu kann man die tatkräftige Umsetzung ebenso zählen wie eine gelenkte Rezeption.

Der sich in den 1770er Jahren herausbildende sogenannte „sentimentale Landschaftsgarten“, der seine Quelle in der Hirtendichtung der Anacreontik und dem sogenannten „Sturm und Drang“ hatte, sollte durch seine Eigenart und architektonischen Gestaltungsmittel immer wieder die Imagination und die Phantasie anregen. Um dies zu erreichen, wurden „Stimmungsträger“ wie murmelnde Bäche, dunkle Tannen, luftige Wiesen aber auch eine Unzahl unterschiedlicher Gartenarchitekturen, Ruhesitze, Brücken, Inschriften usw. angebracht. So kennt Hirschfeld – entsprechend den Bauten und generellen Stimmungsgehalten – heitere, melancholische und erhabene Gartenszenen. Einen direkten Bezug zwischen Literatur, Gartendenkmal und anteilnehmender Interaktion findet sich z. B. in den zahlreichen „Werther-Gräbern“, die in jener Zeit entstanden.

Auffällig ist, dass der sentimentale Garten nicht von Gärtnern, sondern von Dichtern, Malern und Gartenliebhabern, d. h. Dilettanten, geprägt wurde. Sie erfassten eine Landschaft nach ihrem Stimmungsgehalt, den sie durch Gebäude und Inschriften zu verstärken suchten. Die Pflanze als Gestaltungselement aber auch die gärtnerische Arbeit, ebenso wie eine auf Wirtschaftlichkeit ausgerichtete Gartenkultur traten in den Hintergrund.

Sind Illusion, Vorstellung und Imagination der Interaktion immanent, so muss man hierzu auch die Entgrenzung zählen. Zeichnen sich die formalen barocken Gärten noch durch einen abgegrenzten und umschlossenen Gartenraum aus, so sollten diese Grenzen nunmehr aufgestoßen und gleichsam unsichtbar gemacht werden. Am deutlichsten wird dies durch sogenannte „Ahas“. Das sind Grundstücksgrenzen aus abgemauerten Geländesprüngen oder einem in einem Graben stehenden Zaun, der den Blick nicht behindert und eine ungestörte Horizontlinie ermöglicht. Pflanzungen und Wegeführungen sollten

ebenfalls diesem Merkmal entsprechen und den Garten in seinen Grenzen größer erscheinen lassen, als er in Wirklichkeit war. Hirschfeld schreibt dazu: „Wir hassen Einschränkung, und lieben Ausdehnung und Freyheit... Der Genuß der Größe giebt der Einbildungskraft und dem Geist Nahrung, die eine Art von Allgenügsamkeit mit sich führt; man erhebt sich von dem gewöhnlichen niedrigen Standort hinaus zu einer höhern Sphäre der Bilder und Empfindung; man fühlt es, daß man nicht mehr der alltägliche Mensch, sondern ein Wesen von einer Kraft und Bestimmung ist, die weit über den Punkt, auf dem wir stehen, hinausragt.“¹⁰

Man kann also festhalten, dass die Virtualität und der Landschaftsgarten durch die gleichen Begriffe charakterisiert werden: Bildhaftigkeit, Interaktion und zeitlicher Ablauf. Es ist also berechtigt, dem modernen Sprachgebrauch folgend, den Landschaftsgarten als „virtuelle Welt“ zu bezeichnen.

Einer der Gärten, der den vorgestellten Prinzipien am besten entspricht, ist der von Wörlitz. Die Parkbauten, Gewässer und Ansichten sind in kleinteiligen Landschaftsausschnitten, in Bildern komponiert. Geht man nun durch den Garten, so hat man einen Ablauf vor Augen, der zwar nicht unbedingt einen inhaltlichen Zusammenhang wiedergibt, den Betrachter jedoch in unterschiedliche und gar gegensätzliche Stimmungen zu versetzen weiß. Immer wieder appellieren Denkmäler und Inschriften an die Bildung und die Emotionen des Betrachters. Am Ende spielt gar das phallisch gestaltete Beet, das auf das Wohnhaus der geliebten Gärtnerochter zeigt, eine Rolle. In dem Duodez-Fürstentum wird eine Welt geschaffen, die man gerne als „Gartenreich“ bezeichnet.

Der Garten erfreut sich heute, sicherlich auch Dank einer gelungenen Vermarktung, großer Beliebtheit. Schaukelbrücke, feuerspuckender Vesuv, verstoßene Ehefrau und traute Geliebte sind Inhalte, für die sich – das erste Mal seit mehr als 200 Jahren – das Publikum wieder interessiert. Ein Publikum übrigens, das mit Safariparks ebenso konfrontiert wird wie mit Computern und somit auch virtuellen Welten. Ist dies Zufall? Oder scheint es tatsächlich eine gewisse Affinität zwischen den Besuchern unserer Tage und denen zur Zeit des Fürsten Friedrich Franz von Anhalt-Dessau zu geben?

An diesem Punkt werden Goethes Gartenanschauungen wichtig. Er lobt zwar zunächst den Wörlitzer Garten, übt jedoch später vehemente Kritik an entsprechenden Anlagen. Wie kommt dies? Und was mag ihn dazu bewogen haben?

Hierzu muss zunächst Goethes Auffassung der „Bildhaftigkeit“ näher erläutert werden. Sie ist erstaunlich umfassend und aktuell und lässt ihn damit vielleicht zu einem Vordenker und Kritiker des Virtuellen werden. Er geht dabei von der Optik aus und reflektiert über erzeugte Bilder. Die zentrale Stelle, die die Ablehnung optischer Instrumente ausführlicher zur Sprache bringt und zu begründen versucht, findet sich in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.¹¹ Wilhelm erhält auf der Sternwarte die Möglichkeit, Jupiter „durch ein vollkommenes Fernrohr in bedeutender Größe“ anzuschauen. Er ist jedoch skeptisch. Die Vergrößerung mit Hilfe eines Fernrohrs habe zur Folge, dass das Betrachtete in einem Missverhältnis zu seiner natürlichen Umgebung erscheine, da es „unverhältnismäßig“ in der Einbildungskraft des Betrachters hervortrete. Diese Unverhältnismäßigkeit könne auch nicht durch das Heranrücken der übrigen Gestirne – oder allgemeiner: der restlichen Umgebung – kompensiert werden, da dadurch die Einbildungskraft überfordert sei. Auf Fernrohr und Mikroskop bezogen ist Wilhelm der Auffassung, „daß diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben.“ Wilhelm argumentiert weiter, dass durch das Heranrücken mittels eines optischen Vergrößerungsinstrumentes der „äußere Sinn“ und die „innere Urteilsfähigkeit“ in ein Missverhältnis zueinander gebracht würden. Durch dieses Phänomen würden die Menschen zur Selbstüberschätzung verführt.

Deshalb sieht Goethe einen wesentlichen Unterschied zwischen dem triebhaft und spontan handelnden Menschen und dem überlegten Schaffen des Künstlers, Wissenschaftlers oder Astronomen. Dies wird besonders an der Person des Doktor Faust deutlich, der voller Ungeduld und in Selbstüberschätzung von Mephisto verlangt, die schönste Frau der Weltgeschichte zu sehen, nämlich Helena. Mephisto erfüllt widerwillig den Wunsch, denn kaum sieht Faust die Vielgeliebte, erwacht in ihm das sexuelle Begehren. Die Unterschiede zwischen Schein und Sein verwischen sich bei ihm und er sinniert:

„Hier fass ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große sich bereiten.“

Er will Helena schließlich rauben. Stürmt auf sie zu, doch: „Fasst er sie an, schon trübt sich die Gestalt.“¹²

Ein Gleiches geschieht dem Protagonisten Eduard in den „Wahlverwandtschaften“: In der Nacht, in der er mit seiner Frau ein Kind zeugt, denkt er an seine geliebte Otilie: „In der Lampendämmerung sogleich

behauptete die innere Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche.“¹³ (364) So dass er später über die Geliebte gesteht: „Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles, was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durch- und übereinander.“ (396) Die Geschichte geht – wie auch die Episode des Faust – nicht gut aus.

Goethe sieht in jeder Art der Projektion erhebliche Gefahren und Versuchungen, die nicht selten in Katastrophen münden.

Hierbei muss man festhalten, dass Goethes eigenem Verständnis für Bilder geradezu etwas Heiligenmäßig-orthodoxes anhaftet. Bilder sollen reale Darstellungen sein und Präsenz vermitteln. Konsequenterweise entspinnt sich in den „Wahlverwandtschaften“ auch eine Diskussion über Grabdenkmäler auf dem Kirchhof. Der anwesende Architekt lobt zwar künstlerische Monumente, gibt jedoch auch zu, dass „das schönste Denkmal des Menschen sein eigenes Bildnis“ bleibt. (406) Gemeint ist hier jedoch nicht eine Projektion, sondern das gemalte Porträt. Diese Macht wird auch deutlich, als Eduard im Verlauf der Handlung Ottilie bittet, die Miniatur ihres Vaters an ihrem Hals zu entfernen. (335) Die bildliche Präsenz hindert ihn an einer Annäherung, die erst nach dem Ablegen geschieht. Als Ottilie schließlich die Kette, an der das Bild hing, bei einer Grundsteinlegung einmauern ließ, sind alle weiteren Fesseln gesprengt.

Im gleichen Roman eröffnet Goethe eine weitere Ebene des Bildhaften, als eine Gesellschaft Gemälde als sogenannte „*tables vivantes*“ nachstellt: „Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgeteilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu sein glaubte, nur das die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte.“ (434)

Als man bei einem anderen Bild bemerkte, dass die Darstellung das Original übertraf, wollte man, dass sich die Hauptperson umdrehe, um so die Illusion zu vermehren oder zu zerstören. Weise genug gibt sie dem Wunsch, der auch schon Faust verleitete, nicht nach. (435) Als man dann kurz vor Weihnachten ein weiteres Bild nachstellt, bei dem Ottilie als Maria auftritt, schreibt der Autor. „Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre besonderen Vorzüge“ (444).

Dem Erzieher Ottilies, der unvermittelt in die Szene tritt, gefällt dies gar nicht, da er entsprechende Bilddarstellungen ablehnt: „Das Höchste, das

Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten, es anders als in edler Tat zu gestalten.“ (448)

Goethe beschäftigt sich also mit dem Bild, dem Abbild, der Projektion und der Kopie und evoziert damit bereits eine Nähe zur Virtualität.¹⁴

Da es sich bei den „Wahlverwandschaften“ jedoch um einen „Gartenroman“ handelt und zudem eine Nähe zwischen Virtualität und Gartenkunst postuliert wurde, muss hier der Frage nachgegangen werden, inwieweit Goethe die charakteristischen Themen von Bild, Ablauf und Interaktion in seinem Roman einbindet.¹⁵ Hierzu ist eine genauere Betrachtung der gartenhistorischen Inhalte der Wahlverwandschaften notwendig.

Das beschriebene Schloss wird von einem alten, barocken Garten, den „neuen“ landschaftlichen Anlagen und dem wirtschaftlich geprägten Küchengarten mit seinen Gewächshäusern, Blumen und Obstbäumen umgeben.

Am Anfang des Romans findet man Baron Eduard beim Pfropfen von Obstgehölzen, seine Frau Charlotte jedoch im Landschaftspark bei der Anlage ihrer Mooshütte – einer Eremitage. Folgt der eine dem wirtschaftlichen Gartenbau, so gärtner die andere mit Gefühl. Sie liebt kleine, abgeschlossenen Räume, weshalb sie auch den umfriedeten Kirchhof bereits verändern ließ, so „daß (er als)... ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilen.“ (297f.)

Als Eduard schließlich die von seiner Frau errichtete Hütte aufsucht, „ließ (Charlotte) ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Tür und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigen konnte, auf einen Überblick übersehen konnte.“ (287) Eduard ist das Gebäude jedoch zu „eng“, – ein Umstand, der das Paar bereits dazu bewegte, sich auseinander zu leben.¹⁶ Er möchte vielmehr, dass man den Garten und den Park weiter entwickle und ausbaue. Da der Besuch des befreundeten Hauptmanns und der Nichte anstehe, würde dies dazu Gelegenheit bieten. Charlotte winkt jedoch kritisch resignierend ab: „Ich wenigstens habe mir aus allem diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.“ (291) Diese Ruhe behagt ihrem Mann jedoch nicht, der mit ihrer Beziehung unzufrieden ist und deshalb „alles beschleunigt und neu belebt“ sehen möchte.

Zunächst reist der Hauptmann an, den man in die Mooshütte mitnimmt. Er lobt kenntnisreich Charlottes neue Anlagen, bemerkt jedoch, ohne es zunächst

zuzugeben, gewisse Mängel. Um das Gut und die Wirtschaft zu verbessern, schlägt er den Entwurf eines Vermessungsplans vor, „und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt, so bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich.“ (304) So eignet man sich das Gelände gleichsam durch die lebendige Darstellung der Grafik an. Denn „die topographische Karte, auf welcher das Gut... faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war...“, sollte als Grundlage dienen, neue Anlagen und Vorhaben zu diskutieren. (309f.) Diese Objektivität sei besser, „als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumversuche.“ (305)

Eduard will daraufhin die dilettantischen Anlagen seiner Frau sofort verändern und verbessern, doch rät der Hauptmann davon ab. Eduard spricht Charlotte dennoch auf ihr Tun an, wobei sie sich zunächst gekränkt fühlt, die Arbeiten einstellt und sich Zeit zum Überlegen nimmt. Nur selten geht sie noch in ihr Gartenhäuschen.

Das ganze Guts- und Gartenwesen wird derweil durch die beiden Freunde bestimmt und vorangetrieben. Auch will man einen Weg über die Mooshütte hinausbauen.

Kurz nach Eintreffen der jungen und gutaussehenden Nichte Ottilie sitzt man abends zusammen und nimmt sich englische Kupferstiche sowie die Gutskarte vor (330), um Anregungen für neue Gartenanlagen zu bekommen.¹⁷

Wurde sie am Anfang noch gefühlsselig beschrieben, so erwacht jetzt in Charlotte eine klar kalkulierende Ader, indem sie an die begrenzten Mittel der Gutskasse erinnert. Folglich beginnt sie auch mit dem nüchtern überlegten Hauptmann zusammenzuarbeiten. Zu jenem Zeitpunkt kann man fast von einem ländlich-paradiesischen Idyll der vier Personen sprechen.

Ihr erster gemeinsamer Spaziergang führt sie an den entferntesten und unwegsamsten Ort, nämlich zu den drei eingedämmten Seen. Auf diesem Weg entdeckt man – ohne es sich einzugestehen – die gegenseitigen Sympathien füreinander: Eduard und Ottilie, Charlotte und der Hauptmann. Obwohl sich ihre Spazierwege trennen, finden sich alle in der Mooshütte wieder, nachdem sie eine „kleine Welt“ umwandert hatten. (336) Am Abend ist diese Welt jedoch Thema des Gesprächs.

Als Ottilie, die sich ansonsten sehr zurückhält und nur im Küchengarten beschäftigt ist, schließlich einen Vorschlag für den Bau eines Lusthauses macht, ist ein gemeinsames Projekt geboren. Das Haus soll jedoch nicht mehr

in der Nähe des Schlosses, sondern direkt auf dem Berg zu stehen kommen, „in einer andern und neuen Welt“. (338) Mit dickem Bleistift zeichnet Eduard dieses Projekt in die Karte ein – ein missbilligter Umstand, der seinen Dilettantismus und die Professionalität des Hauptmanns deutlich werden lässt. Nichtsdestoweniger wird das gemeinsame Projekt vorangetrieben, wobei auch Charlotte irrational wird und zuweilen ihre sparsame Art vergisst und schließlich sogar aufgibt. Auch der Hauptmann agiert kaum noch überlegt. Entsprechend den Gefühlen und der Euphorie der Protagonisten wird mit Gewalt eine Baugrube „gebrochen“, um zu Charlottes Geburtstag den Grundstein legen zu können. Man vernachlässigt auch alte Projekte. So legt man etwa einen Weg an, der – ganz symbolisch – die Mooshütte „links über sich, dann nach einer völligen Kehre links unter sich ließ“. (342)

Als eine Baroness und ein Graf, die in wilder Ehe leben, zu Besuch kommen, entdecken diese die Fähigkeiten des Hauptmanns und eröffnen ihm die Möglichkeit einer Anstellung in der Stadt. Diese positive Erörterung findet auf dem Bergrücken am Grundstein statt. Charlotte, die jedoch merkt, dass sie damit auf den Hauptmann verzichten müsse, steigt in ihre kleine Mooshütte hinab, um sich ihrem Schmerz zu überlassen. Ganz unten jedoch am See entdeckt zur gleichen Zeit die Baroness bei einem Spaziergang mit Eduard, dass er sich in Ottilie verliebt hat. Wenig später gestehen sich auch der Hauptmann und Charlotte ihre Zuneigung bei einer unglücklich verlaufenden Bootsfahrt auf dem See, auf der sie nur mühevoll ans Ufer gelangen. Zu diesem Zeitpunkt ist jedoch beiden klar, dass diese Liebe nie Erfüllung finden wird und sie entsagen einander.¹⁸

Ganz anders das andere Paar. Bleibt Ottilie die Stille, Liebende, so ist „Eduards Neigung... grenzenlos.“ (376) Grenzenlosigkeit ist es dann auch, die ihn die Vereinigung der drei Teiche zu einem großen vorantreiben lässt. Dieses muss in Eile passieren, denn zu Ottilies Geburtstag soll nicht nur Richtfest des Lusthauses, sondern auch ein Feuerwerk am See abgebrannt werden. Die Hast, die bereits die Grundsteinlegung begleitete, taucht wieder auf. Diesmal wird sie jedoch nicht mehr von Charlotte und dem Hauptmann getragen, die sich weise in ihr Schicksal gefügt haben. Er ist es dann auch, der von der Vereinigung des Teiches wegen technischer Unzulänglichkeiten abrät. (375) Auch Charlotte – in ihrer Stimmung wieder gefangen – mahnt die teure Anschaffung eines Bootes an, „denn nach der übereilten Weise wird das Ausgesetzte [Geld] nicht lange reichen.“ (371)

Obwohl man nach den Geständnissen das erste Mal eine Scheidung ins Auge fasst, beruhigen sich die äußeren Zustände, „die ganze Anstalt (jedoch) rückt

auf das rascheste vorwärts.“ (375) Tatsächlich kommt es bei dem Feuerwerk auf dem einrutschenden Teichufer beinah zu einer Katastrophe. Mit Mühe und Not wird durch den Hauptmann ein Knabe vom Ertrinken gerettet. Die Ungeduld, die Eduard auch schon veranlasste, den Teich zu erweitern, zwingt ihn jetzt, das Feuerwerk trotz des Unglücks für Otilie abbrennen zu lassen.

Mit dieser Gedankenlosigkeit sind die Grenzen überschritten. Der Hauptmann zieht in die Stadt, Eduard verlässt das Schloss, so dass die Frauen allein zurückbleiben. Lediglich ein Architekt, der die angefangenen Arbeiten im Sinn des Hauptmanns zu Ende führen soll, leistet ihnen Gesellschaft. Mit dem Ende des gefühlsmäßigen Verwirrspiels werden auch die Arbeiten im Park ohne Verweilung zu Ende geführt und nicht weiter verfolgt.

Plötzlich taucht auch der Obst- und Blumengarten wieder auf, in dem sich Otilie gerne an Eduard erinnert. Dies benutzt der Autor auch gleichzeitig, um den Gärtner als verständigen Handwerker zu preisen, der Vernunft, Ruhe und Augenmaß walten lassen muss und nicht den Gefühlen, sondern der Natur und der Erfahrung folgt.

Als Charlottes und Eduards Kind geboren wird, ziehen die beiden Frauen schließlich auf das hoch gelegene Lusthaus. Nun ist auch Otilie geläutert und will auf Eduard verzichten. Von diesem ‚Olymp‘ steigt sie dennoch immer wieder zu einem wehmütigen Spaziergang ins Tal, an den Teich, hinab.

Das Eintreffen eines reisenden Engländers führt bei Charlotte schließlich zur Selbsterkenntnis. Er zeichnet mit seiner Camera obscura die malerischen Parkszenen nach, die mittlerweile entstanden sind und die herrlichsten Vorbilder liefern. Diese zu erkennen ist Otilie ihrer Natur, Charlotte jedoch ihrer tauben Gefühle wegen nicht mehr in der Lage. In dem Reisenden erkennt Charlotte nicht nur sich, sondern auch Eduard wieder. Trotz des Lobes des Engländers, gesteht sie sich ein Scheitern ein: „und es schien ihr, als wenn alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sei...“ (472)

Dieser begreift es jedoch zunächst nicht. Als jedoch der Mitreisende ihm von der Trennung erzählt, bemerkt er, dass der Garten nur allzu deutlich die Gefühle des Ehepaares widerspiegelt. Erst als Otilie bereit ist, eine Zukunft vielleicht mit einem anderen Ehemann zu teilen, fassen beide wieder Mut: „Daß man den Ort verändern müsse, war allzu deutlich, wie es geschehen solle, nicht so leicht zu entscheiden.“ (504)

Tatsache ist, dass dies nicht geschieht. Denn auf den letzten Seiten des Romans überstürzen sich die Ereignisse: Eduard kehrt zurück und sieht am See seine Otilie wieder. Die Begegnung lässt die Geliebte verspäten. Da keine Dämme mehr über den See führen, muss sie in Eile den Kahn nehmen, havariert jedoch aus Unachtsamkeit und verursacht so das Ertrinken des kleinen Sohns. Charlotte willigt endlich in die Scheidung ein, Otilie reist jedoch – Eduard erneut entsagend – ab. Durch Zufall und Dummheit wird sie jedoch von Eduard abgefangen, so dass sie genötigt wird, aufs Schloss zurückzukehren. Das Zusammenleben zu dritt wird unerträglich, Otilie spricht nicht mehr, und – wie man zu spät erfährt – nimmt auch keine Nahrung mehr zu sich. Sie stirbt und wird in der Kirche begraben. Eduard deprimiert, folgt, ohne sich von Charlotte zu trennen, den gleichen Weg und wird neben ihr beigesetzt.

Um die Handlungen der Personen besser nachvollziehen zu können, legt Goethe den Garten nach den damals weit verbreiteten Theorien Hirschfelds an. Neben der romantischen, durch Felsen, Täler und Ausblicke gekennzeichneten Gegend wird die sanftmelancholische Landschaft nachgezeichnet, die „durch Versperrung der Aussicht; durch Tiefen und Niedrungen; durch dickes Gebüsch und Gehölz... durch stillstehendes oder dumpfmurmelnendes Gewässer“ gekennzeichnet ist.¹⁹ Die dunklen Gewässer verbreiten „Melancholie und Traurigkeit“.²⁰ Ihr Anblick soll Gefühle hervorrufen: „Und die Phantasie erhebt sich zu einem ungewöhnlichen Flug in eine neue Sphäre von Bildern, unter welchen sie mit einem geheimen Entzücken herumirrt.“

Auch sollen Lustgebäude, wie das auf dem Berg, Bequemlichkeit, aber auch „ländliche Freyheit und Anmut“ ausdrücken.²¹ Hirschfeld erkennt – wie auch Goethe – eine hohe symbolische Bedeutung in den Gebäuden: „Die Vorstellung, die durch diese Denkmäler erweckt wird, kann ernsthaft oder munter, melancholisch oder heiter seyn. Eine Begebenheit, deren Wiedererinnerung eine süße Schwermuth erregt, kann hier mit eben so vielem Rechte Platz finden, als eine andere, die das Gemüth mit Lustigkeit erfüllt.“ Auch die Eremitage gehört als Bauwerk in diese Kategorie. Hirschfeld sieht in ihr den Zweck der Sammlung, Einkehr und Reflexion.²²

Der Landschaftspark der „Wahlverwandtschaften“ wird damit auch ein Ort der Interaktion: Alle Protagonisten sind wenigstens einmal im Verlauf der Handlung mit der Anlage des Gartens beschäftigt. Otilie, die als künstlerisch übersteigerte Figur als erstes ihre verfehlte Handlung erkennt, spricht dann auch selbstkritisch: „Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen.“ (502) Charlotte und der Hauptmann brauchen längere Zeit, dies festzustellen. Allein Eduard verrennt sich und erkennt nicht

mehr den Unterschied zwischen Wirkung und Ursache. Stand er zunächst dem Landschaftsgarten skeptisch und verständnislos gegenüber, erkennt er durch die Vermittlung des Hauptmanns die Potentiale, d. h. den emotionalen Gehalt des Gartenstils. Noch am Anfang sagt er, „der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst, er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.“ (313) Doch im Verlauf des Romans missbraucht er dann die Gartenidee. Er begreift die Landschaft als Projektion, als Entgrenzung seiner Gefühle. Die Bilder, das rasche Fortschreiten seiner Ideen treiben ihn an. Er erliegt seinen Traumbildern. Die Grenze zwischen Realität und Gedachtem ist bei ihm unklar und bleibt es auch bis zum Ende.

Ein zeitlicher Ablauf wird durch den Kontrast der Übereilung und der Verlangsamung dargestellt.²³ Immer wenn Handlungen von Ungeduld bestimmt sind, sind die Emotionen größer als die Vernunft: Bauwerke werden vorangetrieben, Boote angeschafft, Dämme eingerissen. Die Folgen sind nicht nur finanzielle Schulden, sondern auch Katastrophen. Die Ruhe, zu der Ottilie, der Gärtner, und nach der Gefühlswallung auch Charlotte und der Hauptmann finden, wird als etwas Positives empfunden.

Mag der Garten in den „Wahlverwandtschaften“ auch Parallelen zur zeitgenössischen Gartengeschichte haben, so wird er hier als ein Topos, ein Urbild verwendet. Deshalb warnt Goethe auch davor, dieses Urbild als Projektionsfläche für Gefühle zu missbrauchen, weiß er doch, dass der Landschaftsgarten für derlei Anschauungen besonders anfällig ist. Es verwundert deshalb nicht, dass er in dem von ihm und Schiller verfassten Dilettantismus-Schema sich abfällig darüber äußert.²⁴ Dem im Landschaftsgarten Dilettierenden stellt Goethe deshalb auch die Figur des Gärtners und seine Tätigkeit gegenüber: „Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu tun, wird vielleicht von niemand mehr verlangt als vom Gärtner.“ (464) Für den Dichter ist der durch Mauern abgegrenzte Blumen-, Haus- und Küchengarten, der „Hortus conclusus“ das Ideal, das paradiesische Urbild des Gartens. Der Landschaftsgarten ist der Ort der Versuchung: Das Zusammenspiel der Bilder, der Interaktion, der Bewegung und Räumlichkeit bringt Täuschungen und Suggestionen hervor. Wenn die Unterschiede zwischen Gartenbild und Projektion verwischen, also gleichsam zu einem „virtuellen Raum“ werden, tauchen Gefahren auf, die bereits in dem oben beschriebenen Gleichnis aus „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ anklingen: Nur der sittlich reife Mensch weiß diese Möglichkeiten zu nutzen und sie zu verstehen. Damit eröffnet

Goethe eine künstlerische Ethik, die auch im Anblick der heutigen, virtuellen Möglichkeiten erneut durchdacht werden muss.

Bei Goethe steht am Ende immer der Künstler. Müssten wir deshalb auch von der heutigen Kunst fordern, dass sie sich problematisch mit der Virtualität auseinandersetzt? Eine Vortragsreihe über „Iconic turn“ an der Universität München 2002/03, die das Medium Bild von gesellschafts- und naturwissenschaftlicher Seite zu beleuchten versuchte, stellte fest, dass der heutige Wandel der Bildauffassung nur selten in Kunst und Kunstgeschichte reflektiert wird.²⁵ Folgt man Hirschfeld und sieht ein Primat der Gartenkunst gegenüber der Malerei, so müsste man heute in Äquivalenz dazu die Virtualität über das klassische Tafelbild setzen. Goethe würde jedoch dieses Medium nicht der Freizeitindustrie überlassen. Er sieht eine Verantwortung des Naturwissenschaftlers ebenso wie des Künstlers. Inwieweit man daraus Ansätze für eine neue Wissenschaftlichkeit entwickeln kann, wurde bereits kontrovers diskutiert.²⁶

Wenn Goethe den Garten ins Zentrum seiner Überlegungen stellt und ihn sogar entsprechend der damaligen Theorien als ein Medium versteht, so muss man feststellen, dass der Garten der Gegenwart diesen Anspruch verloren hat. Als Erholungsraum eignet er sich nicht mehr für Utopien oder Weltentwürfe. Anders noch als zu Goethes Zeiten, kann jeder heute einen Garten besitzen und nach Belieben gestalten. Interessanterweise führen diese Vorort-Gärten nicht mehr zu kulturellen Reflexionen, ebenso wenig aber auch die Anlagen der diversen BUGAs und IGAs. Wohnt den Gärten tatsächlich das Potential zur Virtualität inne, muss man festhalten, dass die Landschaftsarchitektur nicht mehr in der Lage ist, Weltentwürfe mitzuentwickeln. Dies ist sicherlich von Vorteil, bedenkt man die fatalen Fehlentwicklungen, die unter der nationalsozialistischen Ideologie zu Planungen der Landschaftsgestaltung und Siedlungsentwicklung vor allem im Osten führten. Ob die heutige Unschuldigkeit oder Beliebigkeit deshalb umso angebrachter ist, sei dahingestellt.

Anmerkungen

¹ Vgl. Uni Hannover intern, Januar 2004, S. 7; Süddeutsche Zeitung. Spielen, 4-2004; Hans Joachim Wätjen: Zur Realität virtueller Bibliotheken, in: Service im Wandel. Bestandssicherung, Elektronische Bibliothek, Verände-

rungsmanagement, hg. v. Arbeitsgemeinschaft der Spezialbibliotheken, Sektion 5 im DBV, Karlsruhe 1999, S. 97-126.

² Ausgerichtet innerhalb der Ausstellung „Preußisch Grün“, 2004; s. a.: Gerd Schurig: Komm in den virtuellen Park und schau: Lenné3D, in: Porticus. Besuchermagazin, hg. v. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, 2, 2004, S.7.

³ vor allem Wolf Singer: Das Bild in uns – vom Bild zur Wahrnehmung, in: Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder, hg. v. Christa Maar, Hubert Burda, Köln 2004, S. 56-76.

⁴ Zu dem Hintergrund ausführlicher: Oliver Grau: Virtuelle Kunst in Geschichte und Gegenwart. Virtuelle Strategien, Berlin 2002 (2), S. 27-65.

⁵ Hierzu sind in den letzten Jahren zahlreiche Bücher erschienen: Adrian von Buttlar: Der Landschaftsgarten, Köln 1998; Valentin Hammerschmidt: Die Entdeckung der Landschaft, Stuttgart 1990; Michael Grauper: Die Natur ist republikanisch. Zu den ästhetischen, anthropologischen und politischen Konzepten der deutschen Gartenliteratur im 18. Jahrhundert, Würzburg 1998; Hans von Trotha: Der Englische Garten, Berlin 1999.

⁶ Christian Cay Laurenz Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst, Bd. 1, Leipzig 1782, S. XIII Vorwort und S. 146. (Bd. 1 (1779), Bd. 2, Bd. 3 (1780), Bd. 4 (1782), Bd. 5 (1785).

⁷ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 1, S. 75.

⁸ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 1, S. 130.

⁹ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 1, S. 171f.

¹⁰ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 1, S. 162.

¹¹ Johann Wolfgang von Goethe. Sämtliche Werke. Münchner Ausgabe, Bd. 17, München, 1991, Bd. 17, S. 350-354, hier S. 352. Dort auch Abfolge von Schauen, Träumen und nützlicher Gartenarbeit (s. u.).

¹² Goethe, a.a.O., Bd. 18.1, München 1997, S. 168.

¹³ Goethe, a.a.O., Bd. 9, München 1987 (im Folgenden werden die Seitenzahlen in Klammern angefügt).

¹⁴ Nils Reschke: Die Wirklichkeit als Bild. Lebende Bilder in Goethes „Wahlverwandtschaften“, in: Medien der Präsenz: Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Fohrmann, Köln 2001, S. 42-69. Vgl. auch: Ludwig Fischer: Perspektive und Rahmung. Zur Geschichte einer Konstruktion von „Natur“, in: Die Mobilisierung des Sehens: zur Vor- und Frühgeschichte des Films in Literatur und Kunst, hg. v. Harro Segeberg, München 1996, S. 67-96.

¹⁵ Als grundlegende Literatur siehe Niedermeier, Michael: Das Ende der Idylle: Symbolik, Zeitbezug, „Gartenrevolution“, in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“, Berlin 1992. Danach folgten: Hilda M. Brown: Goethe and the (English) landscape-improvers: a theme in „Die Wahlverwandt-

schaften“, in: Goethe at 250...., hg. v. Terence James Reed, München 2000, S. 131-144. Irmgard Egger: „...vorsorgliche Anstalten“. Landschaftspark und Seelenidentität in Goethes „Wahlverwandschaften“, in: Germanisch-romantische Monatsschrift NF Bd. 47, Heidelberg 1997, H. 1 / 2, S. 151-157.

¹⁶ vgl., Goethe, a.a.O., Bd. 9, S. 371, 390.

¹⁷ Man bildet sich schließlich an Gartenansichten, die Vorher- und Nachher-Szenen ähnlich denen des englischen Gartenkünstlers Humphrey Repton zeigen. Vgl. Stephen Daniels: Humphrey Repton, New Haven 1997.

¹⁸ Neben des Motivs des Oben und Unten taucht zusätzlich die Geschwindigkeit auf. Hierzu: Eberhard Gruber: Zur Raumbgebung in Goethes „Die Wahlverwandschaften“, in: Natur, Räume, Landschaften, hg. v. Burkhardt Krause, Ulrich Scheck, München 1996, S. 125-137.

¹⁹ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 1, S. 211.

²⁰ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 1, S. 200.

²¹ Hirschfeld, a.a.O., Bd. 3, S. 37.

²² Hirschfeld, a.a.O., Bd. 4, S. 81.

²³ Manfred Osten: „Alles Veloziferisch“. Goethes Otilie und die beschleunigte Zeit, in: Goethe und das Zeitalter der Romantik, hg. v. Walter Hinderer, Würzburg 2002, S. 213-229.

²⁴ Goethe.a.a.O., Bd. 6.2, Münchner Ausgabe, München 1989, S. 151-177.

²⁵ Friedrich Kittler: Schrift und Zahl – Die Geschichte des errechneten Bildes, in: Iconic Turn, S. 186-203, hier S. 196.

²⁶ Friedrich Amrine, Francis J. Zucker: Goethe and the sciences: A reappraisal, in: Goethe's Science: an alternative to modern science or within it – or no alternative at all?, hg. v. dies., Harvey Wheeler, Dordrecht 1987, S. 373-388.

Prof. Dr. Werner Greiling

„Feuer genie des Jahrhunderts“ oder „blutdürstiger Tyrann“? Die Schlacht bei Jena 1806 und das Na- poleon-Bild 1797-1815¹

1. Napoleon in Deutschland 1806

Im Herbst 1806 wurden die Menschen in Deutschland ganz unmittelbar und in zahlreichen Fällen sehr schmerzhaft mit Napoleon Bonaparte konfrontiert. Napoleon hatte sich am 25. September von Paris aus auf den Weg gen Osten gemacht. Am 28. September kam er in Mainz an, am Abend des 2. Oktober erreichte er Würzburg. Von hier aus reiste er nach Bamberg weiter, wo er am 7. Oktober mit der Überreichung des preußischen Ultimatums faktisch eine definitive Kriegserklärung des Königreichs Preußen erhielt. Napoleon Bonaparte reagierte mit einem Aufruf an seine Soldaten im 1. Kriegsbulletin der Großen Armee: „Man gibt uns ein Stelldichein für den 8.: Niemals hat ein Franzose dabei gefehlt. [...] seien wir ritterlich und marschieren den Preußen, ohne zu rasten, bis nach Sachsen entgegen.“²

Doch nicht in Sachsen trafen die Franzosen auf die preußischen Truppen und auf das mit den Preußen verbündete sächsische Heer, sondern in Thüringen. Seit dem 8. Oktober 1806 drangen die Armeen Napoleon Bonapartes von drei Richtungen her in Thüringen ein und überzogen das Land mit Krieg. Zunächst im Gebiet um Saalburg und Schleiz, wenig später vor Saalfeld und schließlich auf der Höhe über der Universitätsstadt Jena vernahmten die Menschen das Lärmen der Schlachten und die lauten Rufe „Vive l'Empereur“. Sie erlebten Truppeneinzüge und Plünderungen, Not und Verderben. Der Kaiser selbst betrat, von Kronach kommend, am 9. Oktober thüringisches Territorium. Sein Hauptquartier schlug er am gleichen Tag im Residenzschloss zu Ebersdorf auf.

Weitere Stationen Napoleons auf dem Weg durch Thüringen waren die reußische Residenzstadt Schleiz am 10. Oktober und das Städtchen Auma am 11. Oktober. Am 12. Oktober schließlich nahm Napoleon Bonaparte

in Gera Quartier, während Teile seiner Armee längst weiter westlich operierten. Als dann am Vormittag des 13. Oktober neue Nachrichten von den Truppenbewegungen des Feindes und den Stellungen der eigenen Kontingente beim Kaiser eintrafen, machte er sich auf den Weg nach Jena. Tags darauf, am 14. Oktober 1806, kam es zur großen Schlacht bei Jena und zu einer zweiten Schlacht bei Auerstedt.

Es standen sich gegenüber: Die Franzosen mit rund 165.000 Mann, verstärkt durch Kontingente der deutschen Rheinbundstaaten in einer Gesamtstärke von rund 35.000 Mann. Auf der anderen Seite die Preußen und die mit ihnen verbündeten sächsischen Truppen in einer Gesamtstärke von mehr als 140.000 Mann. Das Ergebnis war für die Preußen niederschmetternd. Einer vernichtenden Niederlage der preußischen Armee stand ein glänzender Sieg Napoleons gegenüber.

Die Kunde vom Aufstieg des Generals Bonaparte hatte sich aber nicht erst 1806 verbreitet, sondern sie war bereits in den 1790er Jahren bis nach Thüringen gedungen. Man bewunderte die militärischen Erfolge Napoleons und nahm auch die weiteren Stationen seiner politischen Karriere respektvoll zur Kenntnis, insbesondere den Staatsstreich des 18. Brumaire 1799 und die Kaiserkrönung am 2. Dezember 1804. Von den konkreten Auswirkungen der napoleonischen Politik und der Kriegszüge war man in Thüringen jedoch lange Zeit weitgehend unbehelligt geblieben. Von 1795 bis 1805 erlebte Thüringen ein Jahrzehnt des Friedens im Schatten großer Kriege.

Dieser Zustand änderte sich allerdings nach dem Sieg des französischen Kaisers in Jena. Denn ab sofort hatten die thüringischen Staaten, die Ende 1806 bzw. im April 1807 dem Rheinbund beitraten, eine nicht unerhebliche Anzahl an Truppenkontingenten zu stellen, die Napoleon an ferne Fronten beorderte. Dies hatte zum Ergebnis, dass etliche Landeskinder aus den ernestinischen, schwarzburgischen und reußischen Fürstentümern im Zeitraum von 1806 bis 1813 ihr Leben ließen. Territorial betrachtet waren die thüringischen Staaten mit nur geringen Verlusten aus dem Krieg hervorgegangen, mit Ausnahme der Stadt Erfurt. Die größte Stadt Thüringens wurde französisches Gebiet, das Napoleon Bonaparte persönlich unterstellt war: eine „Domaine réservée à l'Empereur“.

Im Folgenden soll aber keinesfalls eine Kriegsgeschichte geboten werden³. Vielmehr wird beabsichtigt zu skizzieren, wie Napoleon von den Zeitgenossen empfunden und charakterisiert wurde. Es soll untersucht werden, welche Informationen man über Napoleon verbreitete, wie die Menschen über ihn

dachten und wie sich das Bild, das man vom Kaiser der Franzosen zeichnete, im Laufe der Zeit gewandelt hat. In den Blick geraten hierbei „reale“ Ereignisse und Entwicklungen, vor allem aber die Wahrnehmungen und Erfahrungen der Menschen.

2. Napoleon als deutscher Erinnerungsort?

Die Zahl deutscher Historiker, die sich mit Napoleon Bonaparte befasst haben, ist nicht unbeträchtlich. Man kann mit Recht davon sprechen, dass Napoleon Bonaparte gleichsam Bestandteil der deutschen Geschichte ist. So verwundert es auch nicht, dass der Feldherr und Kaiser bereits im 19. Jahrhundert zum Gegenstand der deutschen Geschichtsschreibung avancierte.⁴ In der Gegenwart spielt Napoleon außerdem in den Debatten um die Erinnerungskultur eine Rolle. Unter dem Stichwort „Erinnerungskultur“ beschäftigen sich Historikerinnen und Historiker mit der Art und Weise, wie Gesellschaften mit der eigenen Vergangenheit umgehen, was sie für gedenkwürdig halten, wie sie über ihre eigene Geschichte diskutieren und wie sich historisches Gedenken öffentlich manifestiert. Derzeit kann man zur Erinnerungskultur einen regelrechten Forschungsboom ausmachen, dessen Ergebnisse sich auf dem Buchmarkt und in den Feuilletons niederschlagen.

Im Zentrum dieses Forschungsbooms hat sich der Terminus „Erinnerungsort“ oder auch „Gedächtnisort“ etabliert. Man orientiert sich dabei am französischen Vorbild des Pierre Nora, der gemeinsam mit rund 100 Mitarbeitern zwischen 1984 und 1992 ein gleichermaßen monumentales wie wirkungsmächtiges Werk zu den französischen Erinnerungsorten, den „Lieux de mémoire“,⁵ vorgelegt hat. Erklärtes Ziel dieses Unternehmens war es, wichtige Phänomene der französischen Geschichte in das Gedächtnis der Gesellschaft zurückzuholen.

Das Erinnern, so Nora, sei in Frankreich im Laufe des letzten Jahrhunderts mehr und mehr ein „rein privates Phänomen“ geworden. Mit den „Lieux de mémoire“ sollte die historische Erinnerung in neuer Qualität in der Gesellschaft verankert werden. Jedoch sucht man in den sieben Bänden der „Lieux de mémoire“ mit ihren rund 130 Beiträgen einen Artikel über Napoleon als französischen Erinnerungsort vergeblich. Anders lautet der Befund im deutschen Nachfolgeunternehmen über „Deutsche Erinnerungsorte“.⁶ In drei voluminösen Bänden werden ähnlich wie beim französischen Vorbild nicht lediglich konkrete, materielle Orte abgehandelt, sondern es werden

auch immaterielle Bezugspunkte des kollektiven Gedächtnisses der Nation analysiert. Das für Deutschland erarbeitete Konzept von Etienne François und Hagen Schulze unterscheidet sich in mehreren Punkten von dem Ansatz des Franzosen Pierre Nora. Bei den „Deutschen Erinnerungsorten“ wird die Überlieferung der Erinnerung als neue Perspektive auf die Vergangenheit benutzt.⁷ Die Rückschau findet nicht unter Aspekten der Ereignisgeschichte statt. Es geht vielmehr um Fragestellungen bzgl. der Rezeption und der Perzeption deutscher „Orte“ der Erinnerung, also um Fragen nach der Aufnahme, der Übernahme und der Aneignung historischer Phänomene in der Gesellschaft. Gefragt wird danach, wie sich die Erinnerung an ein historisches Ereignis, an eine Person oder auch an ein Denkmal im Laufe der Zeit erhalten hat, wie sie sich entwickelte, wie sich die damit verknüpften Assoziationen vielleicht auch verändert haben und welche Facetten ein solches Gedächtnis jeweils besitzt.⁸ Und in diesem Werk findet sich auch ein Beitrag über „Napoleon“.

Der Verfasser Hagen Schulze beschreibt die Wahrnehmung, die Legendenbildung und die Nachwirkung Napoleons in Deutschland. Er betont den festen Platz des Kaisers der Franzosen in der deutschen Geschichte. Und er meint, dass Napoleon Bonaparte trotz eines Rückgangs der auf ihn bezüglichen Veröffentlichungen „in tieferen Schichten des kulturellen Gedächtnisses“⁹ weiterlebe.

Insgesamt fehlt es in Deutschland nicht an Literatur über Napoleon. Eine Zusammenstellung zeitgenössischer Stimmen über den Feldherrn und Kaiser¹⁰ findet sich ebenso wie der frühe Versuch einer Bilanz der entsprechenden Geschichtsschreibung durch Friedrich Stählin.¹¹ Die deutschen Napoleon-Karikaturen wurden ebenso dokumentiert¹² wie die Briefe deutscher Fürsten an den Kaiser.¹³ Der Historiker Michael Freund reklamierte sogar einen „deutschen“ Napoleon: „Die Bilder, die sich die Deutschen von Napoleon machten, waren immer Ebenbilder einer deutschen Wirklichkeit, immer nur der Widerschein eines eigenen Schicksals. [...] Napoleon gehört zur deutschen Geschichte [...] Wenn Deutsche sich über Tat und Werk Napoleons äußern, dann geht es nicht um den Kaiser der Franzosen, sondern um sie selbst.“¹⁴

In einem Essay über „Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert“ hatte der Franzose Roger Dufraisse 1991 eine erstaunliche Tatsache aufgezeigt.¹⁵ Die Zahl der Veröffentlichungen in Deutschland, die Napoleon gewidmet sind, war im 20. Jahrhundert stetig geringer geworden. Gleiches gilt für den Raum, den Napoleon in Schullehrbüchern einnimmt. Während nun aber Hagen Schulze aus dieser Beobachtung von Dufraisse eine zurückgehende

Bedeutung des „deutschen Erinnerungsortes“ Napoleon ableitet,¹⁶ hat man seit zwei, drei Jahren eher den gegenteiligen Eindruck. Napoleon ist auf dem Buchmarkt und im deutschen Feuilleton gut vertreten.¹⁷ Die lange erwartete „große“ Napoleon-Biographie aus der Feder eines deutschen Historikers liegt mit dem Buch von Johannes Willms inzwischen ebenso vor wie einige kleinere biographische Texte.¹⁸ Und im Umfeld der Doppelschlacht von 1806 war Napoleon gerade in den letzten Tagen und Wochen gleichsam omnipräsent. Es gab eine Schlachtnachstellung am 14. Oktober 2006. Es gibt nicht weniger als 20 Ausstellungen zu Napoleon allein in Thüringen sowie zahlreiche Publikationen.¹⁹ Ob das allerdings über das Jahr 2006 hinaus so bleiben wird, muss sich erst noch erweisen. Wie aber sahen die Zeitgenossen jenen Mann, dessen Leben und Wirken derart intensiv mit der Geschichte der Deutschen verknüpft war? Anhand der Berichterstattung über Napoleon in den sieben Jahren seiner Herrschaft in Deutschland soll nun in drei zeitlichen Schritten die Entwicklung des deutschen Napoleonbildes genauer skizziert werden.

3. Zur Wahrnehmung Napoleons vor 1806. „Ein aufsteigender Meteor“

Seit etwa 1796 beschäftigte man sich in Deutschland mit Bonaparte, jenem General, der als der Mann der Zukunft galt. Karl August Varnhagen von Ense prägte in seinen „Denkwürdigkeiten“ im Rückblick auf diese Zeit das Bild vom „aufsteigenden Meteor“, „dessen wachsender Glanz immer ausschließender die Blicke fesselte.“²⁰ Doch dieses Bild sollte sich nicht als eine konstante Zuschreibung erweisen.

Zunächst nahm man Napoleon mehrheitlich positiv zur Kenntnis. In einer frühen Lebensbeschreibung wurde Napoleon als ein Mann porträtiert, der keine Gelegenheit vorbeiließ, „dem Feinde Abbruch zu tun und für den Vorteil der Französischen Republik zu sorgen“.²¹ In der Folge nahm das Interesse an Napoleon stetig zu. 1799 war er durch den Staatsstreich des 18. Brumaire endgültig in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Napoleon war jetzt Erster Konsul und übernahm die Führung der Regierungsgeschäfte. Spätestens von diesem Tag an begannen sich aber die Geister auch im Urteil über den Korsen zu scheiden. Es gab enthusiastische Verehrung, und es gab harsche Kritik. Bereits frühzeitig zeigte sich auch hasserfüllte Feindschaft, die sich in sehr drastischen Worten ausdrückte. Die Palette der Urteile über

Napoleon reichte von „Feuergenie des Jahrhunderts“ bis zu „blutdürstiger Tyrann“.

Die Übernahme der politischen Macht durch Napoleon im Jahre 1799 fand breite Aufmerksamkeit. Gleichzeitig begann man auch darüber zu rätseln, wie es nunmehr um das Schicksal der Französischen Revolution und um das Schicksal von Frankreich generell bestellt sei. So wurde dem Ersten Konsul Napoleon Bonaparte von den einen Verrat an den revolutionären Idealen vorgeworfen. Andere hingegen meinten, dass in Frankreich jetzt endgültig mit „Ruhe und Ordnung“ sowie mit einer friedlichen Entwicklung zu rechnen sei. Die Flut des Schrifttums, das sich zum Thema Napoleon ergoss, war beträchtlich und von unterschiedlicher politischer Couleur. In dem Maße, in dem durch die französische Außenpolitik auch deutsche Interessen tangiert wurden, spielte außerdem die nationale Problematik eine Rolle. Dabei gab es neben Schmeichelei und offenkundiger Kollaboration auch schroffe Ablehnung.

In Thüringen hatte die Berichterstattung über Napoleon Bonaparte ebenfalls in den 1790er Jahren begonnen. Christoph Gottlieb Steinbecks „Aufrichtig-Deutsche Volks-Zeitung“ erwähnte den sieggewohnten General erstmals am 4. Juli 1797.²² Im November des gleichen Jahres lieferte das Blatt „Einige Züge zur Lebensbeschreibung des Feldherrn Buonaparte“. „Es haben sich seit einiger Zeit so viele unvollkommene Berichte von dem General Buonaparte in der Welt umhergetragen, daß etwas Zuverlässiges von dem Leben und Karakter dieses Helden, unsern Lesern gewiß willkommen seyn wird“,²³ meinte Steinbeck. Wenig später veröffentlichte der Gothaer Hofbibliothekar Heinrich August Ottokar Reichard in seinem antirevolutionären „Revolutions-Almanach“ erstmals in Deutschland ein Bildnis von Napoleon Bonaparte.²⁴

Die objektive und ausgesprochen informative Berichterstattung erlaubte es dem Leser, sich 1799 selbst ein Bild von den politischen Vorgängen in Frankreich und von Napoleon Bonaparte zu machen. Recht ausführlich und zudem sachlich fielen auch die Meldungen in einigen Intelligenzblättern aus. Die Tendenz der Berichte von Ende 1799 mag ein Zitat aus der „Aufrichtig-Deutschen Volks-Zeitung“ deutlich machen, die Steinbeck in Gera herausgab. „Die neueste und wichtigste Nachricht aus Paris ist die: daß Bonaparte, wie es scheint zum Diktator von Frankreich erklärt und das Direktorium aufgehoben worden ist.“²⁵

Seit 1799 schwoll der Nachrichtenstrom über Napoleon Bonaparte und sein politisches Wirken also beträchtlich an. In zunehmendem Maße bot sich dabei die Gelegenheit, direkt oder indirekt auch über weiterführende Fragen

zu reflektieren. In Gotha äußerte sich der konservative Publizist Heinrich August Ottokar Reichard in einer kaum zu erwartenden Weise. Für ihn gehörte Bonaparte „unter die außerordentlichen Männer nicht bloß der Revolution, deren Häupter er alle verdunkelt hat, sondern seines ganzen Zeitalters“.²⁶

Auch in der Folge blieb Napoleon Bonaparte für die Medien eine Person, der man große Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Zu den ersten Napoleon-Biographien, die auf dem deutschen Buchmarkt erschienen, zählt eine Arbeit aus der Feder des Geraer Publizisten Johann Daniel Ernst Bornschein aus dem Jahre 1802.²⁷ Bornschein legte neben seiner Napoleon-Biographie, die er in volksaufklärerischer Manier verfasste hatte, wenig später auch eine „Geschichte der französischen Republik“ sowie ein „Historisches Gemälde des Französischen Kaiserthums unter seinem Gründer Napoleon dem Grossen“ vor.

Allmählich erfuhr der Erste Konsul der Franzosen aber auch deutliche Kritik. Schärfere Stimmen erhoben sich vor allem in den Jahren 1803/04 in Gestalt verschiedener antinapoleonischer Pamphlete. Zu ihnen zählte die anonym erschienene Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate“.²⁸ Trotz der deutlichen antinapoleonischen Tendenz fehlen diesem sachlich-nüchtern argumentierenden Werk aber noch die aufgeheizten Hasstiraden gegen die Person des Ersten Konsuls und späteren Kaisers, wie man sie wenig später bei Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn finden wird.

Das Journal „London und Paris“, welches in Weimar herauskam, veröffentlichte im Frühjahr 1805 die Karikatur „The Plumb-pudding in danger“.²⁹ Das Blatt stammt von dem berühmten englischen Graphiker James Gillray. Die Karikatur zeigt den wenig schmeichelhaft dargestellten Napoleon auf der Rechten und den englischen Premierminister William Pitt auf der Linken. Die beiden großen Gegenspieler delectieren sich an einem Pudding in Gestalt der Weltkugel. Napoleon schneidet sich mit dem Säbel Europa heraus, allerdings ohne Skandinavien und Russland. Pitt nimmt sich das Meer mit Westindien. Die Gabel von Napoleon steckt in dem eben annektierten Hannover. Die Gesichtszüge des Kaisers der Franzosen sind voller Gier, Pitt dagegen scheint eher besorgt zu sein. Die Welt wird aufgeteilt und verspeist, beide Herren scheinen unersättlich.

Interessant sind an dieser Karikatur Gillrays gleich mehrere Dinge. Neben der markanten, ganz unmissverständlichen künstlerischen Realisierung ist auf den Wortwitz von Gillray zu verweisen. Bei gängiger Schreibweise hätte

das Wort Plumb-Pudding „Plum-Pudding“ buchstabiert werden müssen. Indem Gillray aber einer weniger verbreiteten Schreibweise gemäß ein „b“ hinzufügt, stellt er eine Assoziation mit „Plumbum“, also „Blei“ her. Die Welt wird also nicht nur mit einem Pudding assoziiert, sondern auch noch mit einer Bleikugel, einer Kanonenkugel.

Wie bereits erwähnt, erschien diese Karikatur für das deutsche Publikum in dem Weimarer Journal „London und Paris“, das von Friedrich Justin Bertuch verlegt wurde. Zwei Jahre vor der Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Preußen zeigte er damit schon ein erstaunliches Gespür für die Expansionsbestrebungen Napoleons. Die Abbildung entstammt Heft 7 des Jahrgangs 1804 von „London und Paris“. Tatsächlich jedoch wurde die Karikatur von James Gillray erst im Februar 1805 fertiggestellt. Der Verleger des Journals war mit dem Erscheinungsrhythmus erheblich in Rückstand geraten. Heft 7 von 1804 erschien also erst im Frühjahr 1805. Die Karikatur von Gillray wurde mittels des in Weimar nachgestochenen Kupfers im Journal „London und Paris“ also recht aktuell an das Publikum in Thüringen und in Deutschland überhaupt gebracht.

Kommentiert wurde die Karikatur vom Redakteur des Blattes „London und Paris“, Karl August Böttiger. Der zehnsseitige Text erläutert die Karikatur, weist auf künstlerische Besonderheiten hin und hilft dem Leser und Betrachter bei ihrer Interpretation. Eine der Passagen lautet:

„Napoleon hat Europa angespießt [...] und hat nicht nur Holland, Frankreich [...], Spanien, die Schweiz, Italien in seine Schnittweite gebracht, sondern er wird auch, wenn das Tranchiermesser nicht etwa auf einmal stumpf wird, das unten liegende Afrika, und der Himmel weiß, was sonst noch alles, auf seinen Teller heben. Nur Großbritannien, Schweden, Rußland und ein kleiner Theil des nördlichen Teutschlands sind fürs erste der Schärfe des Napoleonischen Theilungsschwerds noch nicht unterworfen. Man kann freilich nicht wissen, was in der Folge noch geschehen könnte. Dem Magen, der für einen solchen Imbiß Raum hat, als hier auf dem ersten Schnitt abgetheilt wird, gelüftet sicherlich auch nach einer zweiten und dritten Portion. Wehe alsdann uns armen, jetzt noch übrig gebliebenen Teutschen. Wir fallen zuerst unter diese Schneider und sind wahrscheinlich, mehr oder weniger, schon jetzt reif dazu!“³⁰

Das Journal „London und Paris“ forcierte seit dem Staatsstreich von 1799 die Berichterstattung über Napoleon Bonaparte beträchtlich. „Sieyès, der fast immer hier lebte und die Lage der Dinge kennt, und Bonaparte’s heller Blick

und Gewandtheit in den Geschäften, die er schon so oft zeigte, berechtigten allerdings zu nicht gemeinen Erwartungen“,³¹ meinte man bereits kurz nach Errichtung des Konsulatsystems. Fünf Jahre später, 1804, wurde dann die Kaiserkrönung Bonapartes ausführlich gewürdigt.³² Das hinderte die Redaktion aber nicht daran, auch eine ausgesprochen napoleonkritische Karikatur, wie jene von James Gillray, einzurücken.

Die Mehrzahl der Berichte und Informationen über Napoleon in thüringischen Medien in den Jahren 1805 und 1806 war in sachlich-knappem Ton gehalten. Man schrieb von den militärischen Erfolgen Napoleons und von seiner Rolle als Kaiser der Franzosen. Auch große Geister wie Goethe und Hegel zählten zu den Bewunderern Napoleons. Der berühmteste Ausspruch aus dieser Zeit ist wohl jener des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der Napoleon Bonaparte in Jena aus der Ferne sah. Für Hegel war er der Mann der Gegenwart und Zukunft. Am 13. Oktober 1806, einen Tag vor der großen Schlacht, schrieb Hegel an den Theologen Friedrich Immanuel Niethammer: „Den Kaiser – diese Weltseele – sah ich durch die Stadt zum Rekognoszieren hinausreiten; – es ist in der Tat eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht.“³³

Die Schlacht bei Jena und Auerstedt vom 14. Oktober 1806 gestaltete sich zu einem regelrechten Medienereignis. Sieben Tage nach der Schlacht berichtet die viel gelesene Augsburger „Allgemeine Zeitung“: „So eben kommt ein Kourier an, aus dessen mitgebrachten Depeschen so viel hervorgeht, daß am 14 Okt. in der Gegend von Jena zwischen den kaiserl. französischen und königl. preuß. Heeren ein äusserst hartnäckiges Treffen vorgefallen ist, das sich zuletzt zum Vortheile des erstern entschied.“³⁴ Zwei Tage später hatte man auch schon eine Bewertung des Geschehens parat, die sich in der Grundtendenz als durchaus treffend erweisen sollte: „Man stellt diese Schlacht, welche zwischen Jena und Weimar geliefert wurde, der von Austerlitz an die Seite; ja man glaubt sie noch wichtiger in Rücksicht auf ihre mutmaßlichen Folgen.“³⁵

In Thüringen erschienen mehrere regionale Periodika, die ebenfalls vom Geschehen berichteten. Allerdings war die Nachrichtensituation zunächst sehr kompliziert. Über Wochen hinweg blieben die Wege für die Post und für Informationen versperrt. Oft fanden nur die „vor Ort“ redigierten Periodika ihre Adressaten. Als das Alltagsleben der Menschen allmählich wieder seinen Rhythmus gefunden hatte, begannen auch die regionalen Periodika wieder

regelmäßig zu erscheinen. Fast alle Blätter in Thüringen berichteten von den Siegen der napoleonischen Truppen.

Die „Neue privilegierte Geraische Zeitung“ brachte am 17. Oktober 1806 eine knappe „Relation“. „Die Schlacht, welche am 14ten Octbr. zwischen der Kaiserl. Französischen Armee unter dem Oberbefehl Sr. Majestät des Kaisers Napoleon und der Königl. Preußischen Armee unter dem Oberbefehl Sr. Majestät des Königs bei Jena geliefert worden ist, war für die französischen Waffen so glücklich, als man nur wünschen konnte“, hieß es. Und die Ausgabe am 20. Oktober 1806 begann dann mit den Worten: „Mörderisch war die Schlacht bei Jena“.³⁶

Die Berichterstattung über die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt war sachlich und zurückhaltend. Die Gier nach Sensationen, die sich in den Nachrichten und Kommentaren über die Französische Revolution von 1789 noch gezeigt hatte, findet sich im Oktober und November 1806 nicht. Für publizistische „Effekthascherei“ gab es offensichtlich keinen Raum. Dies lag wohl an der großen Nähe des Geschehens, an der unmittelbaren Betroffenheit der Region, aber auch am menschlichen Leid von Soldaten und Zivilbevölkerung. Zudem gab es ein weit verbreitetes Gefühl, dass man gerade etwas „Schicksalhaftes“ erlebt hatte. Im Übrigen trat das politische und militärische Ereignis vergleichsweise rasch in den Hintergrund. Die Meldungen über die Schlacht wichen einer Vielzahl von Beiträgen ganz anderer Art. Sie zeigen die Auswirkungen auf das öffentliche Leben, auf den Alltag der Bevölkerung, auf ihre Lebenssituation. Napoleon Bonaparte selbst findet nur am Rande Erwähnung. Wo dies der Fall ist, erfolgte es aber respektvoll und mit positiver Konnotation.

4. Napoleonwahrnehmung in der Rheinbundzeit: „Der erhabene Protector“

Nach der Schlacht bei Jena setzte sich eine ganze Reihe publizistischer Wortmeldungen mit den Einquartierungen des französischen Militärs auseinander. Die Einquartierungen wurden von der Bevölkerung als eine besondere Belastung empfunden. Sie verstärkten noch die ohnehin schon beträchtliche allgemeine Not. In Rudolph Zacharias Beckers „Allgemeinem Anzeiger“ aus Gotha entwickelte sich zu diesem Thema Ende 1806 eine engagierte Debatte. Einer der ersten Publizisten, die sich daran beteiligten, betonte, dass die Einquartierungen die Menschen „beynahe bis zum Verderben

drücken“.³⁷ Aber er gab dieser Feststellung auch gleich eine Wendung, die die Grundtendenz andeutet, in welcher in der Rheinbundzeit in Thüringen über Napoleon Bonaparte geschrieben und geurteilt wurde: „Gewiß kann es nicht der Wille des großmüthigen Napoleon’s seyn, ein Land, das in der engsten Verbindung mit ihm steht, zu Grunde gehen zu lassen.“³⁸ Mit dieser Formulierung rekurriert Becker auf die Tatsache, dass das Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg, genau wie die anderen deutschen Staaten auch, mit Ausnahme Preußens und Österreichs, dem Rheinbund beigetreten waren und damit dem Protektorat Napoleons unterstanden.

Vor 1806 und insbesondere in den Jahren nach 1813 gibt es viele Beispiele für scharfe Auseinandersetzungen mit dem Kaiser der Franzosen. Im Herbst 1806 blieb man relativ sachlich. Die politischen Entwicklungen ließen eine Konfrontation mit den Franzosen als nicht ratsam erscheinen. Die örtlichen Behörden und die territorialstaatlichen Regierungen achteten darauf, dass sich in der Bevölkerung keinerlei Konflikte mit den Franzosen entwickelten. Dies zeigt beispielsweise eine Stellungnahme der Fürstlich Schwarzburgischen Regierung in Arnstadt vom 21. Oktober. Darin hieß es: „Es wird hierdurch bey strenger Ahndung anbefohlen, sich aller voreiligen Urtheile und unzeitigen Raisonnements über politische Gegenstände und Begebenheiten an öffentlichen Orten zu enthalten; vielmehr wird Jedermann zu einem ruhigen, ordentlichen Verhalten, und vorzüglich zu einem vorsichtigen und bereitwilligen Betragen gegen fremde Militair-Personen ernstlich ermahnet.“³⁹

Seit 1806 konnte man sich auch konkrete Vorstellungen von Napoleon Bonaparte machen. Durch Heinrich Anton Dähling und durch Gottfried Arnold Lehmann waren zwei Bildnisse geschaffen worden, die das Aussehen des Kaisers der Franzosen getreu überlieferten.⁴⁰ Ihre Porträts wurden im Kupferstich vervielfältigt und fanden weite Verbreitung. Später wurden sie auch als Vorlage für Karikaturen benutzt. Aus den Oktobertagen 1806 sind zudem auch Beschreibungen Napoleons überliefert. Ein Augenzeuge, der den Kaiser der Franzosen nach der Schlacht bei dessen Einzug in Weimar sah, schrieb: „Er war wie gewöhnlich simpel und einfach, ohne Prunk, gekleidet. Ein hellgraubrauner Oberrock mit Zobelpelz verbrämt war sein Anzug, und nur das kleine Hütchen mit der dreifarbigen Kokarde und das blasse, fahle Gesicht nebst der kleinen Korpulenz bezeichneten uns den Monarchen.“⁴¹

Was die Urteile über die Person Napoleon und über seine politischen und militärischen Leistungen angeht, dominierte nach 1806 im geographischen Umfeld der Schlacht zunächst eindeutig eine positive Sicht. Johann Wolfgang

von Goethe beispielsweise schrieb nach dem Erfurter Fürstentag, „daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser [...] zu stehen“.⁴² Und zuvor meinte er: „Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.“⁴³ Der Erfurter Kongress im Herbst 1808 war auch der Höhepunkt der positiven Berichte und Beurteilungen über ihn. Napoleon wurde von der Bevölkerung Erfurts gefeiert. Zudem wurde ihm auch in vielen Korrespondenzen und in den Memoiren von Teilnehmern am Kongress in hohen Tönen gehuldigt. Ignaz Ferdinand Arnold schrieb 1808 in Erfurt: „Selten spricht ein Gesicht mehr Majestät, Würde, Erhabenheit, wahre Seelengröße und tiefdenkende Weisheit so rein aus, als das in allen seinen Zügen ehrfurchtgebietende dieses größten Monarchen seiner Zeit; vielleicht aller Zeiten.“⁴⁴

Auch in der Presse hatte sich nach dem Beitritt zum Rheinbund die Tendenz einer sehr positiven Berichterstattung über Napoleon weiter ausgeprägt. In den „Gemeinnützigen Blättern für Freunde des Vaterlandes“ beispielsweise wurde 1807 von „Napoleon dem Mächtigen“ gesprochen, „der ausgezogen ist, um der Welt den Frieden zu erkämpfen“.⁴⁵ Und die Autoren der so genannten Rheinbundpublizistik hoben die Fortschritte hervor, die das „dritte Deutschland“ dem Wirken seines Protektors verdankte.⁴⁶ Die Modernisierungspolitik in den rheinbündischen Reformstaaten wurde von Publizisten wie Johann Nikolaus Brauer und Peter Adolf Winkopp als eine von Napoleon angestoßene „Staatsumwälzung“ begriffen.

Allmählich zeigte sich aber auch ein vorsichtiger antifranzösischer Impetus.⁴⁷ Dies war vor allem seit 1809 der Fall, als der glänzende Nimbus Napoleons in Tirol und zuvor bereits in Spanien deutliche Kratzer erhalten hatte. Mehr und mehr klangen jetzt Metaphern und Topoi an, die in der antifranzösischen Publizistik, welche sich in Deutschland zunehmend ausbreitete, einen wichtigen Platz einnahmen.⁴⁸ Doch erst Ende 1813 begannen auch in Thüringen jene Stimmen den Diskurs zu dominieren, die sich nicht mit Napoleon Bonaparte arrangieren wollten, sondern die sich zum Ziel setzten, ihn zu bekämpfen.

5. Napoleon nach der Völkerschlacht bei Leipzig: „Pestbeule am Leib der Menschheit“

Die Völkerschlacht bei Leipzig markiert für die Napoleon-Wahrnehmung zweifellos einen markanten Wendepunkt. Denn der Kaiser der Franzosen hatte die Erwartungen der Deutschen in mehrfacher Weise enttäuscht. Den lange ersehnten Frieden in Europa hatte Napoleon ebenso wenig zustande gebracht wie eine Erneuerung des Reiches. Was man gemeinsam mit Napoleon nicht zu erlangen vermochte, schien nunmehr aber im Kampf gegen ihn in greifbare Nähe zu rücken. Die alliierten Truppen verfolgten die grande armée nach deren Niederlage bei Leipzig bis auf französisches Territorium. Und in der öffentlichen Meinung Deutschlands begann jetzt ein deutlich negatives Napoleon-Bild zu dominieren.

Ein markantes Beispiel hierfür findet man mit den „Deutschen Blättern“, die zwischen 1813 und 1816 herauskamen. Ihr Hauptanliegen bestand gleichsam in der Auseinandersetzung mit Napoleon und mit Frankreich insgesamt. Verlegt wurden sie von Friedrich Arnold Brockhaus, der später vor allem mit seinem Konversationslexikon reüssierte.⁴⁹ Redigiert wurden sie in Altenburg im Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg,⁵⁰ gedruckt wurden sie später in Leipzig.

Wenige Tage nach Gründung der „Deutschen Blätter“ fand die Völkerschlacht statt. Durch die geographische Nähe zum Kriegsschauplatz gelang es den „Deutschen Blättern“, die ersten authentischen Nachrichten vom Kriegsverlauf zu veröffentlichen.⁵¹ Von Beginn an zeigte sich eine nationalistische und antifranzösische, vor allem aber eine antinapoleonische Tendenz. Die Meldungen wurden immer wieder durch politische Reflexionen ergänzt. Die Grundposition des Periodikums im ersten Erscheinungsjahr lässt sich an einem Zitat festmachen, das am 24. Dezember 1813 eingerückt war: „Kein Friede mit Bonaparte!“⁵²

Die „Deutschen Blätter“ wurden zu einer Art von „Zentralorgan“ der Auseinandersetzung mit Napoleon. Wie der Redakteur notierte, wollte man „den so finstern und blutdürstigen Charakter des Tyrannen“ enthüllen. Unermüdlich wurde über den Kaiser der Franzosen und über seinen tiefen Sturz räsoniert. Berichtet wurde ferner über „das Verhältnis, in welchem Buonaparte's Verbrechen zu den Verlusten Frankreichs stehen“.⁵³ Dabei war jetzt kein Wort zu stark, um die Negativcharakteristik Napoleons deutlich zu machen.

Immerhin war dies jener Mann, der bis vor kurzem noch in den höchsten Tönen gelobt worden war. Napoleon Bonaparte sei die „Geisel Europas“, er sei der „verbrecherische Unhold“, der „Giftbaum der französischen Revolution“, der „Blutsäufer und Menschenschlächter aus einem Tigerraffengeschlecht“. Und als ob all diese negativen Zuschreibungen nicht ausreichten, gingen die „Deutschen Blätter“ auch noch ins Grundsätzliche: Napoleon sei die „Pestbeule am Leib der Menschheit“.⁵⁴

Augenfällig wurde die Veränderung in der Napoleon-Wahrnehmung seit 1813 auch in den Karikaturen der Zeit. Hier sieht man Napoleon als Nussknacker, der sich an einer Nuss mit der Aufschrift „Leipzig“ die Zähne ausbeißt. Gemeint ist – natürlich – die Völkerschlacht. Des Weiteren sieht man Napoleon erneut mit einem Erdball, ähnlich wie 1805 auf der Karikatur „The Plumb-Pudding in Danger“.⁵⁵ Auf dieser Karikatur von 1813/14 wird Napoleon aber nicht mehr mit dem englischen Premierminister Pitt gezeigt. Sein Partner ist der eigene kleine Sohn. Napoleon teilt sich nicht mit Pitt die Welt wie 1805, sondern er kann jetzt die Weltkugel kaum noch festhalten. Aus Europa hat Napoleon ein Stück heraus gebissen. Doch sein kleiner Sohn ruft ängstlich: „Papachen, verdirb Dir nur den Magen nicht!“⁵⁶

Seit Ende 1813 machten zwei weitere Motive die Runde, ebenfalls von anonym gebliebenen Künstlern. Beide spielen auf die für Napoleon desaströse Völkerschlacht bei Leipzig an. Bis zum Oktober 1813 galt Leipzig in der Welt nur als die Stadt der Messe. So zeigt nun Ende 1813 eine Karikatur Napoleon auf der Leipziger Messe. Dort wird der Kaiser der Franzosen ausgestellt und feilgeboten, und zwar als „Grose Rarität aus Frankreich“.⁵⁷

Das zweite Motiv existiert in mehreren, sehr ähnlichen Varianten. Es spielt ebenfalls auf Napoleons Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig an. Nach der Schlacht zog sich Napoleon zurück und erreichte am 1. November 1813 den Rhein. Aus diesem Grunde ist Napoleon als „der rheinische Courier“ dargestellt. Der Titel der Karikatur lautet: „Der rheinische Courier verliert auf der Heimreise von der Leipziger Messe alles“. Die Zettel, die aus seinem offenen Felleisen fallen, bezeichnen jene Territorien, die er im Laufe des Jahres 1813 verloren hat. Zu ihnen zählen unter anderem Polen und die Staaten des Rheinbundes.

Am 6. April 1814 dankte Napoleon ab und ging ins Exil. Nach seiner Rückkehr von Elba gelang es ihm, nochmals Furcht und Schrecken zu verbreiten. In großen Teilen der Presse wurde die Kritik an Napoleon jetzt auf Frankreich insgesamt ausgedehnt. Denn es war ja das Land, das den Aufstieg Napoleons und seine Rückkehr der 100 Tage erst möglich gemacht hatte.

In den „Deutschen Blättern“ war 1815 von der Entartung der Franzosen die Rede, von der „Sittenlosigkeit und Treubrügigkeit dieses Volks“, und von dessen fürchterlichem Leichtsinn.⁵⁸

Im Juni 1815 dankte Napoleon Bonaparte zum zweiten Mal ab. Er wurde als Gefangener nach St. Helena gebracht. Die Vorstellung einer französischen Universalmonarchie musste Napoleon zwar bereits im Jahr 1814 aufgeben, die geträumten Weltreiche waren für immer zerstoben, wie es spöttisch in einer Karikatur von 1814 formuliert wurde, doch bei aller Kritik am Kaiser der Franzosen ging man immerhin noch einigermaßen respektvoll mit ihm um. Dieser Respekt wurde dem nach St. Helena verbannten Napoleon dann seit 1815 aber vielfach versagt. Das zeigt eine Karikatur aus dem Jahre 1815 mit dem Titel „Die grösste Heldenthat des neunzehnten Jahrhunderts oder die Eroberung der Insel St. Helena“. Auf dem satirischen Blatt macht Napoleon das, was er eigentlich immer tat: Er führt Krieg. Aber in welcher lächerlicher Manier! Der Ex-Kaiser reitet auf einem Ziegenbock und bekämpft mit seiner Katzenarmee die Verteidiger der Insel St. Helena. Es ist ein Heer von Ratten.

Zu derartigem Spott lassen sich natürlich auch Gegenstimmen finden. Das gilt insbesondere für die Autoren, die an der deutschen Napoleon-Legende mitwirkten. Diese Napoleon-Legende wurde bereits zu Lebzeiten Napoleons in Gang gesetzt, nicht zuletzt von ihm selbst. An Wirkung nahm sie aber vor allem nach seinem Tod 1821 zu. Heinrich Heine meinte 1826 im „Buch Le Grand“, dass Napoleons Grab auf St. Helena zum heiligen Grab werde, zu dem die Völker des Orients und des Okzidents wallfahren werden. Sie würden „ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Taten des weltlichen Heilands“.⁵⁹ Neben Heine wirkten auch Autoren wie Wilhelm Hauff und Christian Dietrich Grabbe an der Napoleon-Verherrlichung mit. Einen Nährboden fand die Napoleon-Legende zudem in der Volksphantasie. Sie stellte den Kaiser der Franzosen in eine Reihe mit Karl dem Großen oder auch mit Kaiser Barbarossa. Eine wichtige Basis der Napoleon-Legende waren die Veteranen in den ehemaligen französischen Territorien. Doch aufs Ganze gesehen blieb der Napoleon-Kult eine Randerscheinung, „politikmächtig“ wurde er nicht. Dominierend war nach der Völkerschlacht bei Leipzig zunächst die Tendenz der Abgrenzung.

6. Resümee

Es wurde gezeigt, dass man sich seit Erscheinen Napoleon Bonapartes auf der politischen Bühne Frankreichs aktuell und relativ ausführlich informieren konnte. Im Jahr 1806, als Napoleon durch Errichtung des Rheinbundes und die Folgen der Schlacht bei Jena und Auerstedt unmittelbar die deutschen Verhältnisse beeinflusste, intensivierte sich schließlich die Berichterstattung über den französischen Kaiser. Zahlreiche Quellen standen zur Verfügung, um sich ein „Bild“ vom Kaiser der Franzosen machen. Viele Periodika – Zeitungen, Zeitschriften und Intelligenzblätter – trugen zur Berichterstattung über Napoleon Bonaparte bei, und zwar deutschlandweit. Das Napoleon-Bild war weder einheitlich noch im Verlaufe des Geschehens statisch. Es lassen sich aber Grundtendenzen erkennen, die in einer unmittelbaren Wechselbeziehung zu den Konjunkturen des politischen Geschehens stehen.

In den 1790er Jahren dominierte in Thüringen vielerorts noch eine profranzösische Sicht. Christoph Gottlieb Steinbeck in Gera hatte im Jahre 1794 geschrieben: „Wo man hinkommt, wird itzt [...] von Gleichheit und Freiheit der Menschen gesprochen, ja! wenn man den gesammten Geist des niedern Bürger- und Bauernstandes, durch ganz Deutschland übersehen könnte, so würde man gewiß finden, daß viele, – sehr viele, seit Jahr und Tagen, französisch gesinnt sind.“⁶⁰

Davon konnte nach 1813 keine Rede mehr sein, „Franzosen-Freunde“ waren die große Ausnahme. Die Auseinandersetzung mit Napoleon spielte auch eine wichtige, ja eine konstitutive Rolle in der patriotischen und nationalen Bewegung. Der Erfurter Buchhändler Johann Carl Müller schrieb 1814 nach dem Abzug der französischen Truppen: „Nicht werth ist der ein Deutscher zu seyn, der nicht von dieser wiedergeschenkten Gabe, frei denken, reden und handeln zu können, Gebrauch macht, und nicht dazu beiträgt, alle Gallomanie für immer auszurotten.“⁶¹ Den „Deutschen Blättern“ galt der Kaiser der Franzosen im April 1814, siebeneinhalb Jahre nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt, als „die überreife, letzte Todesfrucht des ungeheuern Giftbaums, genannt französische Revolution!“⁶²

Derartige Urteile hat man später natürlich auch wieder revidiert, selbst in Jena. Und dies trotz der Tatsache, dass dort vor 200 Jahren eben nicht nur ein glänzender Sieg Napoleons zu feiern war, sondern dass man bei Jena und Auerstedt im Oktober 1806 eben auch rund 30.000 Tote zu beklagen hatte.

Anmerkungen

¹ Geringfügig überarbeiteter Vortrag im Studium universale Leipzig am 1. November 2006. Aufsämtliche Anrede floskeln wurde verzichtet. – Zum Thema erschienen vom Verfasser inzwischen die folgenden Publikationen: Werner Greiling: Napoleon in Thüringen. Wirkung – Wahrnehmung – Erinnerung, Erfurt 2006; ders.: Napoleon Bonaparte – Wirkung und Wahrnehmung in Thüringen, in: „Über Napoleon...“ – Auf den Spuren des Kaisers der Franzosen in Gotha. Eine Ausstellung der Stiftung Schloss Friedenstein Gotha zum Deutsch-Französischen Jahr 2006 (Ausstellungskatalog). Hrsg. von der Stiftung Schloss Friedenstein Gotha, Gotha 2006, S. 53-66; ders.: Napoleon und die Deutschen. Wahrnehmung und Erinnerung in regionaler Perspektive, in: Breitenborn, Konrad/ Ulbricht, Justus H. (Hrsg.): Jena und Auerstedt. Ereignis und Erinnerung in europäischer, nationaler und regionaler Perspektive, Halle 2007, S. 119-148.

² Zit. nach Schuster, Wolf-Jörg: Man lädt uns ein zum Stelldichein. Napoleon in Thüringen 1806, Jena 1993, S. 7.

³ Zur militärischen Ereignisgeschichte der Schlacht von Jena und Auerstedt vgl. Schuster: Man lädt uns ein zum Stelldichein; Lettow-Vorbeck, Oscar von: Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. 1, Jena und Auerstedt, 2. Aufl. Berlin 1899; Bichler, Karl-Horst: Napoleons Krieg gegen Preußen und Sachsen 1806, 2. Aufl. Berlin 2006; Fesser, Gerd: 1806. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt, Jena 2006; Steiger, Günter: Die Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806, 2. Aufl. Rudolstadt 1994.

⁴ Vgl. Sieburg, Heinz-Otto: Napoleon in der deutschen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Zeitschrift des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands 21 (1970), S. 470-486; Schmidt, Hans: Napoleon in der deutschen Geschichtsschreibung, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 14 (1986), S. 530-560.

⁵ Vgl. Nora, Pierre (Hrsg.): Les lieux de mémoire, Bd. I: La République; Bd. II in 3 Teilen: La Nation; Bd. III in 3 Teilen: Les France, Paris 1984-1992. – Ins Deutsche übertragen liegen wichtige programmatische Texte und eine Auswahlausgabe in einem Band vor. Vgl. Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1998; Nora, Pierre (Hrsg.): Erinnerungsorte Frankreichs, München 2005.

⁶ François, Etienne/Schulze, Hagen (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München 2001.

⁷ Vgl. Carcenac-Lecomte, Constanze: Pierre Nora und ein deutsches Pilotprojekt, in: Constanze Carcenac-Lecomte, Katja Czarnowski, Sybille Frank, Stefanie Frey und Torsten Lütke (Hrsg.): Steinbruch. Deutsche

Erinnerungsorte, Annäherung an eine deutsche Gedächtnisgeschichte, Frankfurt am Main u. a. 2000, S. 23-25.

⁸ Mit Recht haben allerdings einige Kritiker darauf hingewiesen, dass der programmatische Anspruch, der sich mit der Herausgeberintention verbindet, in einer ganzen Reihe von Beiträgen nicht eingelöst wird. Vgl. u. a. Speck, Ulrich: Gediegener Hausschatz. Ein Sammelband sucht nach „Deutschen Erinnerungsorten“, in: Frankfurter Rundschau, 02.04. 2001, S. 9.

⁹ Ebd., S. 46.

¹⁰ Vgl. Kleßmann, Eckart: Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, München 1976.

¹¹ Vgl. Stählin, Friedrich: Napoleons Glanz und Fall im deutschen Urteil. Wandlungen des deutschen Napoleonbildes, Braunschweig 1952.

¹² Vgl. Schulze, Friedrich: Die deutsche Napoleon-Karikatur, Weimar 1916; Scheffler, Sabine/Scheffler, Ernst: So zerstieben getraumte Weltreiche. Napoleon I. in der deutschen Karikatur (= Schriften zur Karikatur und kritischen Grafik, Bd. 3), unter Mitarbeit von Gerd Unverfehrt, hrsg. von Gisela Vetter-Liebenow, Stuttgart 1995.

¹³ Vgl. Kircheisen, Friedrich M.: Fürstenbriefe an Napoleon I., Bd. 1: Deutsche Fürsten und Fürstinnen, Stuttgart/Berlin 1929.

¹⁴ Vgl. Freund, Michael: Napoleon und die Deutschen. Despot oder Held der Freiheit?, München 1969, S. 208f.

¹⁵ Vgl. Dufraisse, Roger: Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, München 1991.

¹⁶ Vgl. Schulze, Hagen: Napoleon, in: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 2, München 2003, S. 46.

¹⁷ Vgl. u. a. Die Zeit: Napoleon in Deutschland, DIE ZEIT Geschichte, Nr. 2 (2006); Ullrich, Volker: Der Gesalbte General, in: Die Zeit, Nr. 50, 02.12.2004, S. 88; Kleßmann, Eckart: Der musische Diktator, in: Die Zeit, Nr. 5, 27.01.2005, S. 32.

¹⁸ Vgl. Willms, Johannes: Napoleon. Eine Biographie, München 2005; Ullrich, Volker: Napoleon. Eine Biographie, Reinbek 2004; Schulz, Andreas: Der „deutsche“ Napoleon – charismatisches Vorbild der Nationalbewegung?, in: Frank Möller (Hrsg.): Charismatische Führer der deutschen Nation, München 2004, S. 19-41. Angekündigt ist auch seit längerem eine Napoleon-Biographie des in Mannheim lehrenden Frankreichspezialisten Erich Pelzer.

¹⁹ Vgl. C'est la guerre. Napoleons Krieg in Thüringen. Ausstellungsprojekte Thüringer Museen 2006 [o. O. o. J.] (Informationsflyer zu den in Thüringen veranstalteten Napoleon-Ausstellungen)

²⁰ Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Bd. 1, 1785-1810, (= Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 22), Frankfurt am Main 1987, S. 181.

- ²¹ Lebensbeschreibung des General Buonaparte übersetzt aus dem Französischen, Paris im 5ten Jahre der Republik, S. 47. Die Schrift wird Johann Adam Bergk zugeschrieben.
- ²² Aufrichtig-Deutsche Volks-Zeitung, 1. Stück vom 04.07.1797, Sp. 11.
- ²³ Aufrichtig-Deutsche Volks-Zeitung, 43. Stück vom 28.11.1797, Sp. 677-679, hier Sp. 677.
- ²⁴ Vgl. Revolutions-Almanach von 1798, Göttingen 1797, Frontispiz.
- ²⁵ Aufrichtig-Deutsche Volks-Zeitung, 42. Stück vom 22.11.1799, Sp. 668.
- ²⁶ Heinrich August Ottokar Reichard: Bonaparte. Mann des Glücks und Obskurant, in: Revolutions-Almanach von 1801, Göttingen 1801, S. 131.
- ²⁷ Vgl. Bornschein, Johann Daniel Ernst: Leben und Thaten des General Bonaparte, Gera/Leipzig 1802. Vgl. auch ders.: Geschichte der französischen Republik: vom Anfang der Revolution bis zur projektirten Landung in England, Eisenberg 1804; ders.: Geschichte des Kriegs der Drey Kaiser und ihrer Verbündeten: im Jahre 1805, Gera/Eisenberg 1806; ders.: Historisches Gemälde des Französischen Kaiserthums unter seinem Gründer Napoleon dem Großen: Für nicht gelehrte, aber gebildete Liebhaber der Geschichte, Leipzig 1807; ders.: Geschichte der merkwürdigsten Ereignisse in den Jahren 1806, 7, 8, 9 und 10, oder: Kaiser Napoleon an der Weichsel, dem Tajo und Inn, Gera/Eisenberg 1810.
- ²⁸ Vgl. Greiling, Werner (Hrsg.): Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate, Leipzig 1993.
- ²⁹ Veröffentlicht in: London und Paris, Heft VII (1804). Offensichtlich kam die Ausgabe aber erst 1805 heraus, vgl. hierzu auch den Ausstellungskatalog: Guratzsch, Herwig (Hrsg.)/Unverfehrt, Gerd (Überarb.): James Gillray 1757-1815. Meisterwerke der Karikatur, Stuttgart 1986, S. 243.
- ³⁰ London und Paris, 14. Bd. (1804), S. 244-254, hier S. 249f.
- ³¹ Blicke auf Paris nach der Revolution vom 19. Brumaire, in: London und Paris, 2 (1799), 8. Stück, S. 328f.
- ³² Vgl. Schilderung der Feierlichkeiten bei der Kaiserkrönung in Paris, in: London und Paris, 7 (1804), 4. Stück, S. 349ff.; Dankfest für Bonaparte's Erhebung zum Kaiserthron in der Hauptsynagoge zu Paris gefeiert, in: London und Paris, 7 (1804), 5. Stück, S. 42ff.
- ³³ Georg Wilhelm Friedrich Hegel an Friedrich Immanuel Niethammer vom 13.10.1806, in: Briefe von und an Hegel, hrsg. von Johannes Hoffmeister, Bd. 1, Hamburg 1969, S. 120.
- ³⁴ Allgemeine Zeitung, Nr. 294 vom 21.10.1806, Sp. 1175.
- ³⁵ Allgemeine Zeitung, Nr. 296 vom 23.10.1806, Sp. 1183.
- ³⁶ Neue privilegirte Geraische Zeitung, 158. Stück vom 20.10.1806.
- ³⁷ Ueber Vertheilung der Einquartierungen, in: Allgemeiner Anzeiger, Nr. 305 vom 12.11.1806, Sp. 3650-3654, hier Sp. 3651.

- ³⁸ Allgemeiner Anzeiger, Nr. 305 vom 12.11.1806, Sp. 3654.
- ³⁹ Gnädigst privilegierte Arnstädtsche Zeitung, nebst wöchentlichen Anzeigen und Nachrichten, 42. Woche, 22.10. 1806, S. 341.
- ⁴⁰ Vgl. Unverfehrt, Gerd: „Und sein erster Anblick erschüttert!“, in: Scheffler/Scheffler: So zerstieben getraumte Weltreiche, S. 33-43.
- ⁴¹ Zit. nach Kleßmann: Deutschland unter Napoleon, S. 151.
- ⁴² Johann Wolfgang Goethe, Brief an Johann Friedrich Cotta vom 02.12.1808, zit. nach Johann Wolfgang Goethe – Briefe, Tagebücher, Gespräche (= Digitale Bibliothek, Bd. 10), Berlin 1998, S. 9848.
- ⁴³ Johann Wolfgang Goethe, Gespräch mit Friedrich Wilhelm Riemer vom 03.02.1807; zit. nach ebd., S. 28577.
- ⁴⁴ Zit. nach Unverfehrt: „Und sein erster Anblick erschüttert!“, S. 38.
- ⁴⁵ Gemeinnützige Blätter für Freunde des Vaterlandes, 1. Stück vom 12.01.1807, Sp. 6.
- ⁴⁶ Schuck, Gerhard: Rheinbundpatriotismus und politische Öffentlichkeit zwischen Aufklärung und Frühliberalismus. Kontinuitätsdenken und Diskontinuitätserfahrung in den Staatsrechts- und Verfassungsdebatten der Rheinbundpublizistik (= Frankfurter Historische Abhandlungen, Bd. 36), Stuttgart 1994.
- ⁴⁷ Vgl. Das Vaterland (Skizze), in: Gemeinnützige Blätter für Freunde des Vaterlandes, 41. Stück vom 07.10.1808, Sp. 653f.
- ⁴⁸ Vgl. hierzu Spies, Hans-Bernd (Hrsg.): Die Erhebung gegen Napoleon 1806-1814/15 (= Quellen zum politischen Denken der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 2), Darmstadt 1981.
- ⁴⁹ Vgl. Brockhaus, Heinrich Eduard: Die Firma F.A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum, Leipzig 1905, S. 26f.
- ⁵⁰ Vgl. Reiber, Karl: Die Deutschen Blätter von Brockhaus 1813-1816, Köln 1937; Deutsche Blätter, hrsg. von F.A. Brockhaus (im Folgenden: DB), Nr. 17 vom 27.10. 1813, S. 136.
- ⁵¹ Vgl. Heftige Canonade bei Leipzig am 16. Oct., in: DB, Nr. 3 vom 17.10.1813; Vorläufige Berichte über die Schlachten vom 16. - 18. Oct. bei Leipzig, in: DB, Nr. 5 vom 19.10.1813; Vorläufiger Bericht von dem großen Sieg der Alliierten bei Leipzig, in: DB, Nr. 7 vom 21.10.1813.
- ⁵² DB, Nr. 54 vom 24.12.1813. S. 623f.
- ⁵³ Was kosten Frankreich Bonaparte's Verbrechen?, in: DB, Nr. 144 vom 14.06.1814, S. 145-151, hier S. 150. Der Text folgt dem Artikel „The crimes of Buonaparte“ aus der „Times“, Nr. 9137 von 1814. Vgl. auch Napoleons Resignation, in: DB, Nr. 135 vom 24.05.1814, S. 1-8.
- ⁵⁴ Vgl. hierzu Reiber: Die Deutschen Blätter, S. 28.
- ⁵⁵ Siehe Anmerkung 29.
- ⁵⁶ Vgl. Scheffler/Scheffler, So zerstieben getraumte Weltreiche, S. 134f.

⁵⁷ Vgl. ebenda, S. 104f.

⁵⁸ DB, NF (Neue Folge), 1815, 43. Stück, S. 535.

⁵⁹ Heine, Heinrich: Ideen – Das Buch Le Grand, in: Sämtliche Schriften, hrsg. von Klaus Briegleb, 3. Aufl. München 1995, Bd. 2, S. 245-308, hier S. 276.

⁶⁰ Steinbeck, Christoph Gottlieb: Anzeige der Schrift „Der unglückliche Deutschfranzosß‘ oder die verwirrte Welt. Ein gar nützlich Buch, für den deutschen Bürger und Bauersmann.“, in: ders.: Der aufrichtige Kalendermann. Ein gar kurioses und nützlich Buch, Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann, 3. Aufl. Gera 1794, unpag.

⁶¹ Müller, Johann Carl: Erfurt unter französischer Oberherrschaft vom 16. Oct. 1806 bis den 6. Jan. 1814. Ein actenmäßiges Gemälde der Leiden, Erpressungen, Misshandlungen und Betrügereien, die diese Provinz während den sieben Jahren erduldet, Erfurt 1814, Vorrede, unpag.

⁶² DB, Nr. 121 vom 23.04.1814, S. 421.

Abbildungen



Abbildung 1



Abbildung 2



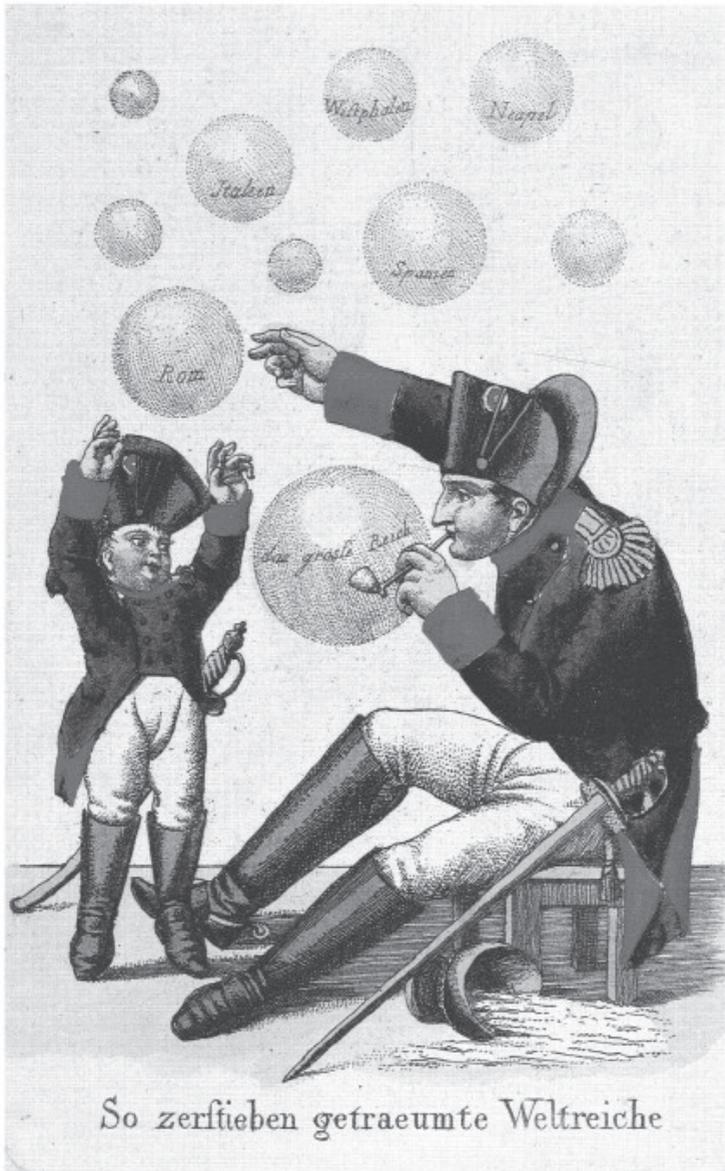
Abbildung 3



Abbildung 4



Abbildung 5



So zerfieben getraeumte Weltreiche

Abbildung 7



Abbildung 8

Dr. Betsy van Schlun

Virtuelle Welten von Dante bis Matrix: Traumlandschaften, Visionen, Simulationen

1. Einleitung: Virtuelle Welten

Bevor im folgenden einige virtuelle Welten der letzten siebenhundert Jahre betrachtet werden, sollen zunächst kurz die Begriffe Virtualität und virtuelle Welt definiert sein: Der Begriff Virtualität ist alltagssprachlich offenbar den neuen Medien vorbehalten, insbesondere denen, die eine Menge digitale Daten speichern und zu realistisch wirksamen Eindrücken verarbeiten können.¹ Englisch *virtual* beinhaltet eine Verbindung von Schein und Sein und im Deutschen wird „virtuell“ mit „möglich“ übersetzt.² Nach Jürgen Meyer bewegt man sich „mit dem Konzept der virtual reality, einer Welt also, die nicht real ist und doch den Involvierten zu realen Aktionen veranlaßt, [...] auf die alte Vorstellung einer Vielzahl von Welten zu, die sich bis in die Antike zurückverfolgen läßt“.³ Wenn im folgenden also von virtuellen Welten die Rede ist, so sind damit künstlich geschaffene Welten gemeint, aber auch nicht greifbare Welten, Scheinwelten, imaginäre und fiktive Welten, sowie mögliche Welten oder auch Parallelwelten.

Dabei wird sich der Bogen spannen von der religiösen virtuellen Welt über magische, (gesellschafts-)politische und imperialistische virtuelle Welten, weiter über psychologische Räume der Imagination bis hin zur technischen virtuellen Welt des Cyberspace und einer nur noch simulierten Realität. Die Untersuchung wird ferner nicht allein auf virtuelle Welten beschränkt sein, sondern auch virtuelles Reisen mit berücksichtigen. Es werden sich auch noch Verbindungen zwischen der einen oder anderen Form, Thematik oder Beschaffenheit der jeweils diskutierten virtuellen Welt andeuten, die hier nicht weiter ausgeführt werden können.

2. Dante und die Virtuelle Welt des Glaubens im 14. Jahrhundert

In seiner *Göttlichen Komödie* (1310-1314) entwirft Dante eine virtuelle Welt des christlichen Jenseits. Sein moralischer Kosmos setzt sich aus verschiedenen Kreisen zusammen, ähnlich dem offiziellen ptolemäischen Weltbild seiner Zeit, das sich aus den neun himmlischen Sphären oder Sphärenschalen zusammensetzte. Allerdings wendet Dante dieses Schema der Sphären auch für seine Hölle an, die aus den neun Kreisen Limbus, Wollust, Völlerei, Geiz, Zorn, Ketzerei, Gewalt bzw. Sodomie, Betrug und Verrat besteht. Dantes Hölle folgt aber nicht nur der zeitgenössischen Kosmographie sondern auch Vergils Kartographie der antiken Unterwelt, und Vergil ist es auch, der Dante durch diese Welt führt. Dantes Paradies dagegen ist nicht nach antikem Vorbild angelegt und durch diese Welt führt dann auch Beatrice. In seiner Hölle und seinem Läuterberg schafft Dante eine Welt der Sünde und der Bestrafung, wie die römisch-katholische Kirche sie damals propagierte; das Paradies dagegen ist eine Sphäre des virtus (der Tugend). (Im Englischen könnte man es als eine Welt der virtuality bezeichnen, im Deutschen funktioniert dieses Wortspiel nicht und man muß sich mit der lateinischen Wortwurzel begnügen.) Dantes *Göttliche Komödie* beschreibt einen virtuellen Raum der Seele, der sich aus verschiedenen, seelischen Stadien formt.

Am christlich symbolischen Karfreitag begibt sich Dante auf seine virtuelle Reise ins Jenseits, eine Reise durch einen göttlichen bzw. teuflischen Raum. Es ist insofern eine virtuelle Reise, da Dante, wie er in *La Divina Commedia* selbst sagt, zu diesem Zeitpunkt noch nicht verstorben ist, sich aber in einen moralischen Raum jenseits der materiellen Realität begibt. All die Seelen, denen er auf seiner Reise begegnet, sowie auch sein ihn leitender Begleiter Vergil, sind körperlose, immaterielle und somit virtuelle Wesen. „Wer du auch seist, ob Schatten, ob real!“⁴, ruft Dante aus, als er auf Vergil trifft. Ferner werden die in der Hölle schmorenden Seelen gemartert, von Teufeln zerkratzt, von Schlammeseelen zerfetzt, oder sie zerfleischen sich selbst und versinken im Schlamm, um kurz darauf, gleich Computeranimationen, wieder aufzutauchen oder zusammenzuwachsen und so ihre höllischen Qualen immer wieder neu zu erleiden. Allein Dante wandert in seinem fleischlichen Körper durchs Jenseits, dies wird durch die gesamte Komödie hindurch immer wieder betont. Seine Reise ins Jenseits ist demnach keine Reise im Geiste, wie viele der virtuellen Reisen, die im Folgenden noch Erwähnung finden werden. Körper und Geist sind bei Dante noch nicht voneinander abgespalten.

Dantes Welt ist aber nicht nur eine Welt des christlichen Glaubens, sondern darüber hinaus auch eine Welt der dichterischen Schöpfung, eine „Fiktion“, durch die Vergil als Ikone der antiken Dichtkunst führt. In der virtuellen Welt seiner eigenen fiktiven Schöpfung ist es Dante möglich, sein großes, literarisches Vorbild Vergil zu treffen und sich von ihm durch das Labyrinth seiner eigenen Dichtung führen zu lassen. Dante, als Protagonist seiner eigenen Fiktion, wird zum Akteur in einer virtuellen Welt, die er selbst erschaffen hat und in der er der einzig Leibhaftige ist, zwischen all den Schatten, die sein Geist erdachte. Einer der großen Dichter der Moderne, T. S. Eliot, hat Dantes visuelle Imagination und seine Fähigkeit, das Spirituelle sichtbar zu machen, gelobt.⁵ Die Fähigkeit das Spirituelle bzw. Metaphysische sichtbar zu machen hat man kürzlich dann wieder in Bezug auf den Film *Matrix* gepriesen.⁶

3. Renaissance, Barock und der politische virtuelle Raum im 16./17. Jahrhundert

Im 16. und 17. Jahrhundert verlagert sich das Gewicht von dem christlich-religiösen auf einen gesellschaftspolitischen und imperialistischen Schwerpunkt. Im Zuge der Entdeckung der „Neuen Welt“ durch Christoph Columbus und Amerigo Vespucci entstehen nun virtuelle Welten, die – meist als Insel – in einem geographischen „Nirgendwo“ angesiedelt werden, sogenannte Utopien. Die früheste ist Thomas Morus' *Utopia* (1516), gefolgt von Tommaso Campanellas *Der Sonnenstaat* (1602) und Francis Bacons *Das Neue Atlantis* (1627). Diese Utopien sind philosophische Entwürfe von Idealstaaten und jede will eine philosophische Theorie veranschaulichen. Sie sind also in erster Linie Bild gewordene Vorstellung einer abstrakten Idee und somit eine vom menschlichen Geist geschaffene, künstliche Welt. Stärker als bei Morus, Campanella und Bacon tritt dieser Aspekt der Bild bzw. Welt gewordenen Idee dann später bei Margaret Cavendish hervor, die ihre Utopie der *Blazing World* (1666) schon im Vorwort als subjektive Traumwelt und dichterische Schöpfung vorstellt.

Margaret Cavendishs „Blazing World“

Margaret Cavendish, Herzogin von Newcastle, schuf mit ihrer „gleißenden Welt“ eine virtuelle Herrscherwelt, eine Welt, die ganz aus Gold, funkelnden Diamanten und sonstigen prächtigen Edelsteinen besteht. Der königliche Palast bietet dem Leser folgendes Bild:

Der vordere Teil des Palastes war, genau wie die kaiserliche Stadt, ganz aus Gold, und des Kaisers Gemach war so reich mit Diamanten, Perlen, Rubinen und ähnlichen kostbaren Edelsteinen verziert, daß es mir nicht möglich ist sie alle aufzuzählen. [...] zwischen jeder Säule waren Bögen ausgekleidet mit einer bestimmten Art Diamanten, von denen es in unserer Welt nichts vergleichbares gibt und die in jedem Bogen in mehreren Reihen angeordnet waren, so daß sie genau wie viele Regenbogen von verschiedener Farbe schienen. Das Gewölbe war aus blauen Diamanten und in der Mitte war ein Karbunkel, der die Sonne verkörperte. (Cavendish 132)⁷

Diese kaiserliche Stadt aus Gold und Kristall läßt zunächst an das Neue Jerusalem der Johannes-Offenbarung denken, von dem es heißt: „Ihre Mauer ist aus Jaspis gebaut, und die Stadt ist aus reinem Gold, wie aus reinem Glas. Die Grundsteine der Stadtmauer sind mit edlen Steinen aller Art geschmückt; [...] Die zwölf Tore sind zwölf Perlen; jedes Tor besteht aus einer einzigen Perle. Die Straße der Stadt ist aus reinem Gold“ (Johannes 21, 18-21). Zu alledem heißt die Stadt auch noch „Paradies“. Doch das Paradies bei Cavendish ist letztendlich, ganz im Sinne des Barock, eine imperialistisch weltliche Prunkwelt. Es gibt eine Kaiserin, einen königlichen Hof mit Adeligen und bürgerliche Untertanen. Cavendishs Paradies ist keine christlich spirituelle Welt der Tugend mehr, wie etwa bei Dante, sondern ein virtuelles Imperium. Und anders als bei Dante, der in seine virtuelle Welt gelangt, indem er vom sprichwörtlichen rechten Wege abkommt, ist bei Cavendish der Weg in den virtuellen Raum zeitgenössisch wissenschaftlicher Natur. Im Zeitalter der Entdeckungsfahrten und der Suche nach der Nord-Ost- und der Nord-West-Passage grenzt Cavendishs fiktive Welt beim Nordpol an die Realität, und man gelangt in diese neue Welt, indem man den Nordpol überquert.

Ungewöhnlich für diese prachtvolle, barocke Herrscherutopie ist allerdings, dass in ihr eine Frau regiert. (Zwar hatte England den Elisabethkult gekannt, doch liegt dieser zu Cavendishs Zeit schon über ein halbes Jahrhundert zurück.) Die Herrschaft einer Frau über ein absolutistisches Paradies – das genau ist der springende Punkt, denn *The Blazing World* ist Cavendishs

virtueller Raum, der ihr die Möglichkeit bietet, ihren gesellschaftlichen Zwängen zu entgehen, und in dem es ihr möglich wird, ihre größte Ambition, selbst Kaiserin eines Imperiums und mächtige Herrscherin über Untertanen zu sein, zu verwirklichen. Der menschliche Geist, so deklariert Cavendish in *The Blazing World*, ist fähig eine immaterielle Welt zu erschaffen, bevölkert von immateriellen Geschöpfen und immateriellen Untertanen und all dies innerhalb eines Kopfes. Dabei wird im Englischen der Ausdruck „within the compass of the head“ (Cavendish 185) zugleich zum Wortspiel mit den geographischen Entdeckungsfahrten der damaligen Zeit und ihren Eroberungen neuer Welten. Als Frau und ‚einfache‘ Herzogin bleibt es Cavendish in ihrer Zeit versagt, politisch zu regieren oder auf Entdeckungs- und Eroberungsfahrten zu gehen; aber kraft ihres Geistes schafft sie sich ihr eigenes, prunkvolles und exotisches Imperium, das prachtvoller ist als alles, was ihre Zeit an neuen Welten bisher entdeckt hat. Cavendish erklärt in ihrem Vorwort, dass ihre Fiktion die Beschreibung einer neuen Welt ist. Aber nicht die eines eroberten El Dorado der Neuen Welt Amerikas, sondern eine Welt ihrer eigenen Schöpfung, die sie die gleißende Welt nennt. Sie erklärt in ihrem Vorwort außerdem ganz deutlich ihre Absicht herrschen zu wollen:

Ich bin [...] so ehrgeizig, wie nur je eine meines Geschlechts war, ist oder sein kann, was dazu führt, daß, wenn ich schon nicht Henry VI. oder Charles II. sein kann, ich wenigstens Margaret I. sein will, und wenn ich auch weder die Macht, Zeit oder Gelegenheit habe, die Welt zu erobern wie Alexander und Caesar es taten; so habe ich, ehe ich Herrin keiner Welt bin [...] mir eine eigene Welt geschaffen. (Cavendish 124)

In der folgenden Fiktion beschreibt sie dann, wie eine Frau zu absoluter Macht gelangt und über eine prachtvolle Welt und zahlreiche Untertanen verschiedenster Rassen herrscht. Wie schon Dante, so schreibt sich die Autorin selbst in ihre Fiktion ein und macht sich zur Busenfreundin, Vertrauten und politischen Beraterin der mächtigen Kaiserin. Sie lässt ihre weibliche Monarchin sogar auf eine kriegerische Eroberungsfahrt gehen, von der sie sie selbstverständlich ruhmreich und wohlbehalten zurückkehren lässt. (Abgesehen von dieser einen Eroberungsfahrt reisen die beiden Frauen aber zumeist als Seelen, die ihre Körper zurücklassen – eine Art des Reisens, die gefahrlos ist, da der verwundbare Körper in Sicherheit bleibt.)

Shakespeares magische Traumwelten in „Der Sturm“ und „Ein Sommernachtstraum“

Die Insel in Shakespeares *Sturm* (1623), über 40 Jahre vor Cavendish aufgeführt, war ebenfalls schon eine virtuelle Welt gewesen, ein geographisches Nirgendwo mal zwischen Genua und Tunis, mal bei den Bermudas – also (n)irgendwo zwischen der Alten und der Neuen Welt. Während Cavendishs imaginäre Welt vor Materialismus strotzt, ist Shakespeares Insel – auf der Prospero mittels seiner weißen Magie und seinem Diener, dem Luftgeist Ariel, herrscht – allerdings eine stärker immaterielle Scheinwelt. Prospero hat einerseits die Macht, die Elemente zu steuern, andererseits kann er durch seine magische Kunst Einfluss auf die Sinneswahrnehmung anderer nehmen; er kann ihre Träume steuern und Halluzinationen in ihnen wecken. Die auf der Insel gestrandeten Schiffbrüchigen hören die Stimme des unsichtbaren Ariels und merkwürdige Musik aus dem Nirgendwo, haben Visionen oder fallen in Trance. Bei Shakespeare ist die Scheinwelt also eine eher psychologisch-magische. Auch grenzen bei ihm Realität und Traumwelt nicht mehr an den Erdpolen aneinander, sondern seine Insel birgt Welt und Parallelwelt in einem.

Eines der anschaulichsten virtuellen Erlebnisse, das sich auf Prosperos Insel ereignet, ist das von Prospero herbeigezauberte magische Bankett. Von einem ordentlichen Magier wurde damals erwartet, daß er Festessen herbeizaubern konnte – ein virtuelles Abenteuer, das schon auf Albertus Magnus zurückgeht und das heute meist durch Suggestion erklärt wird. Es heißt, Albertus Magnus habe Wilhelm II., Baron von Holland, besonders großartig bewirten wollen, als dieser einst durch Köln kam. Als der Baron mit seinem Gefolge eintraf, waren alle recht verwundert, daß die Vorbereitungen für das große Bankett draußen getroffen worden waren, wo tiefster Winter war. Doch kaum hatte man sich zu Tisch gesetzt, verschwand der Schnee augenblicklich, die Sonne schien, die Temperatur stieg an und die Vögel zwitscherten in den Bäumen. Die Gäste mussten sich ihrer dicken Wintermäntel entledigen, um keinen Hitzschlag zu bekommen. Dann tauchten graziöse, festlich gekleidete Pagen aus dem Nichts auf und servierten köstliche Speisen. Nachdem alle gegessen hatten, verschwand das festliche Bankett und alles war wieder winterlich verschneit wie zuvor. Prosperos Festmahl löst sich allerdings in Luft auf, ehe die hungrigen Bösewichte, denen es erscheint, davon essen können und es gibt noch weitere Momente, in denen sich bei Shakespeare die Scheinwelt zeitweise schon während der fiktiven Handlung auflöst und entmaterialisiert.

Auch in Shakespeares *Ein Sommernachtstraum* (um 1600) gibt es eine magische Parallelwelt zur Realität. Ein Ehekrach im königlichen Hause der Feenwelt veranlasst den Feenkönig Oberon, seinen Diener Puck mit magischen Augentropfen loszuschicken, um aus Rache die visuelle Wahrnehmung seiner Gattin sowie auch anderer Waldbesucher zu stören. Die magischen Augentropfen führen zu einigem Durcheinander, nicht nur in der Feenwelt, sondern auch in der „realen“ Welt der Menschen, da die Betroffenen Sein nicht mehr von Schein unterscheiden können. (Die Feenkönigin beispielsweise verliebt sich in einen Handwerker mit Eselskopf.) Ähnlich wie Prospero nimmt Oberon Einfluss auf die Träume anderer und läßt sie Visionen und Halluzinationen erfahren, so dass die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Traumvision verschwimmen.

Am Ende weichen Shakespeares dramaturgische Scheinwelten dann schließlich völlig der Realität. Prospero prophezeit, dass sich die Aufführung letztendlich in Luft auflösen wird (Akt 4, Szene 1, Zeile 149ff), dass der Ort, die Personen, die Handlung, nur eine Vision des Zuschauers waren. Und auch Puck erinnert am Ende noch einmal daran, dass die Zuschauer daran denken mögen, dass ihnen diese Visionen erschienen, während sie im *Sommernachtstraum* schlummerten.

Im 18. Jahrhundert werden Scheinwelten dann durch optische Instrumente oder mechanische Geräte generiert, wie z. B. in Schillers *Geisterseher* (ab 1787), in dem die Geistererscheinungen als rein mechanische Diaprojektionen einer versteckten *laterna magica* entlarvt werden, oder in E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann* (1816), wo ein magisches Perspektiv den Blick auf die Wirklichkeit verändert. Nathanaels Wahrnehmung wird durch die „skönen Oke“⁴⁸ des unheimlichen Coppola verfälscht, dessen sinneserweiternde bzw. sinnesverstörende Augenprothese Nathanael von seiner Welt entfremdet und letztendlich in den Wahn treibt.

4. Der psychologische Raum im 19. Jahrhundert (Virtuelle Abenteuer und Reisen)

Die schon bei Cavendish thematisierte ‚Reise im Geiste‘, erfährt im 19. Jahrhundert, aufgrund zeitgenössischer technischer Erfindungen, ihre Blütezeit. Parallel zu den technischen Erfindungen im Bereich der Telekommunikation und Informationsübermittlung – wie etwa der des

Telegraphen – rücken im 19. Jahrhundert verstärkt Phänomene wie virtuelles Reisen oder hellsehtiges Fern-Sehen ins Zentrum des allgemeinen Interesses. Diese virtuellen Erlebnisse werden allerdings noch kraft der Imagination oder auch der sogenannten Clairvoyance (Hellsehen) und der Telepathie bewirkt, oder mit Hilfe von Drogen. Kipling, Collins, Poe, Dickens und Bulwer-Lytton sind einige von denen, die ihre Figuren dank solch parapsychologischer Techniken auf Reisen gehen lassen.

Traumlandschaften und Fern-Sehen in Kiplings „The Brushwood Boy“

Rudyard Kipling lässt in einigen seiner Kurzgeschichten seine Figuren in Traumlandschaften agieren und mittels einer parapsychologischen Form des Fern-Sehens kommunizieren. In seiner Kurzgeschichte „The Brushwood Boy“ (1895) entwirft Kipling noch, ähnlich wie Shakespeare, eine phantastische Traumwelt, die sich allerdings, anders als beim elisabethanischen Barden, nicht mit dem Erwachen in Luft auflöst. Georgie, der Protagonist, ist Offizier beim englischen Militär in Indien. Er ist aktiv, arbeitsam, voller Tatendrang und das, was man einen echten Kerl nennt – das genaue Gegenteil also von dem, was man sich unter einem Träumer vorstellt. Und doch ist Georgie genau das, ein Träumer, der dem tristen Alltag oft entflieht, indem er sich in eine Traumwelt rettet. Seit frühester Kindheit wurde Georgies Imagination durch die Märchen seiner Amme geschult und schon in dieser Zeit erschuf er sich jene Traumlandschaft, die er noch als Erwachsener aufsucht. In dieser Traumwelt durfte Klein-Georgie früher all das tun, was ihm in Wirklichkeit unmöglich oder verboten war. Jegliche Autorität der Erwachsenen war in dieser Welt außer Kraft gesetzt. Einmal beispielsweise ertrank er in einem Traummeer, doch der Meeresgrund hob sich und Georgie watete aus dem Meer heraus, mit einem großen Blumentopf an jedem Fuß, und da es ihm im Alltag streng verboten war, mit Blumentöpfen zu spielen, gaben ihm die Blumentöpfe an seinen Füßen ein teuflisch triumphierendes Gefühl. In diesem virtuellen Raum seiner Phantasie erlebt Georgie noch als Erwachsener zahlreiche Abenteuer, gemeinsam mit einer weiblichen Gefährtin, die ihn durch seine Traumwelt begleitet.

Während die Abenteuer, die Georgie in dieser Traumwelt erlebt, jedesmal neue sind, bleibt die Traumlandschaft oder zumindest der Ausgangspunkt eines jeden Abenteuers immer gleich. Es beginnt immer auf einem weißen Sandstrand, bei einem aufgeschichteten Reisighaufen. Zur Rechten liegt das Meer, zur Linken eine Straße, die über einen Hügel ins Landinnere führt.

Das Landinnere ist eine dunkellila-farbene Hügellandschaft und jenseits davon gibt es noch das Atlanten-Land mit seinen gelb und blau gemalten und beschrifteten Inseln. So vertraut wird ihm diese Traumlandschaft, dass Georgie sie schließlich sogar im Wachzustand als eine reale Geographie akzeptiert und eine Karte davon anfertigt.

Als der junge Offizier schließlich nach England zurückkehrt, trifft er Miriam, die sich als seine Traumgefährtin entpuppt. Kraft ihrer Imagination war es den beiden möglich, quer über den ganzen Globus miteinander zu kommunizieren. Und während alle Welt glaubt, die beiden hätten sich vor gerade einmal drei Stunden zum ersten Mal getroffen, kennen sich die zwei schon fast ihr ganzes Leben und haben sich über Jahre regelmäßig in ihrem gemeinsamen „Cyberspace“ getroffen.

Virtuelle Begleitung zum Nordpol in Wilkie Collins' „The Frozen Deep“

Auch Wilkie Collins macht das virtuelle Reisen mittels Clairvoyance zu einem zentralen Aspekt in seiner Erzählung *The Frozen Deep* (1874). Seine Clara Burnham ist eine junge Frau mit einer ganz besonderen Begabung: sie hat die Gabe des Zweiten Gesichts, d. h. sie kann Ereignisse vorhersagen und Geschehen an weit entfernten Orten beobachten. Diese Fähigkeit macht es ihr möglich, ihrem Verlobten, der sich auf einer antarktischen Expedition befindet, im Geiste zum Nordpol zu folgen, um ihn vor einer drohenden Gefahr zu warnen. In hellstichtiger Trance sieht Clara ihren Verlobten auf einer driftenden Eisscholle, verlassen vom Rest der Expeditionsmannschaft. Als die Zeitungen ihn später als vermisst melden, ist das für Clara keine schockierende Neuigkeit mehr, denn sie hat ja alles längst mit ihren geistigen Augen gesehen.⁹

Claras virtuelles Reisen gewährleistet zum einen eine schnellstmögliche (wortwörtlich augenblickliche) Form der globalen Informationsgewinnung und Nachrichtenübermittlung, zum anderen ermöglicht das Fern-Sehen Clara, als Frau im viktorianischen Britannien, an der sensationellen Entdeckungsfahrt ihrer Zeit teilzuhaben, ohne sich den extremen körperlichen Belastungen und Gefahren auszusetzen, die das ewige Eis birgt, denn ihr Körper bleibt ja während ihrer Reise sicher im heimatlichen England und im Refugium des behüteten Heims.

Die Suggestion als Zeitmaschine: Edgar Allan Poes virtuelle Reise in eine eigene Vergangenheit

Während Kiplings Georgie und Miriam sowie Collins' Clara Burnham noch ganz ohne künstliche Hilfsmittel und allein durch reine Imaginationskraft auf ihre virtuellen Reisen gehen, kommt bei den Protagonisten von Charles Dickens und Edgar Allan Poe die Droge als künstlicher Stimulant virtueller Erlebnisse mit ins Spiel. So wird die menschliche Suggestionskraft, in Verbindung mit Morphium, in Poes Kurzgeschichte „A Tale of the Ragged Mountains“ (1845) zu einer Art Zeitmaschine. Augustus Bedloe ist eine geisterhafte Erscheinung, ein Morphiumsüchtiger, der an neuralgischen Anfällen leidet. Mit seinen hohlen Wangen, seinen eingefallenen, merkwürdig leuchtenden Augen und den wildwachsenden, gezackten Zähnen sieht er aus wie ein Gespenst oder ein von den Toten Auferstandener. Bedloe, der morgens immer nur ein Tässchen Kaffee und ein paar Tropfen Morphium frühstückt, begibt sich eines schönen Herbstmorgens auf einen Spaziergang, von dem er erst spät abends völlig verstört zurückkehrt. Er berichtet, er sei in den Bergen eingeschlafen und habe einen merkwürdigen Traum gehabt, der ihm aber ganz real erschienen sei. In seinem Traum sei er nach Indien gekommen, und zwar mitten in die Wirren des Cheyte-Sing-Aufstandes zur Zeit der Hastings-Regierung (um 1778). Bedloes Reise ist also nicht nur eine Reise in die geographische Ferne, sondern gleichzeitig auch in die Vergangenheit. In den Wirren des Aufstandes wird er von einem giftigen Pfeil getroffen und stirbt. Nach seinem Tod erlebt Bedloe wie sein Geist den toten Körper verlässt und zu seinem in den amerikanischen Bergen schlafenden Körper zurückkehrt.

Bedloes Hausarzt, Dr. Templeton, zu dem Bedloe im wahrsten Sinne des Wortes einen ganz ungewöhnlich heißen Draht hat, weiß eine Erklärung für das sonderbare Erlebnis. Denn während sein Patient dieses virtuelle Erlebnis in Indien hatte, saß der Arzt zu Hause an seinem Schreibtisch und schrieb seine Memoiren auf. Als junger Mann war der Arzt selbst in Benares gewesen, just zur Zeit des Aufstandes. Er selbst war in die Wirren geraten und sein bester Freund, ein britischer Offizier namens Oldeb, war durch einen vergifteten Pfeil gestorben. Durch unabsichtliche Gedankenübertragung hatte Templeton seine Erinnerungen an Bedloes Hirn übermittelt und der, mit seiner blühenden Phantasie und unter dem Einfluss der Droge, hatte die Gedanken des Doktors in ein lebendiges Erlebnis transformiert. Bedloe erlebt also die Fiktion, die Templeton gerade aufschreibt und in dem Moment, in dem sie endet, kehrt er in die Realität zurück. Die Erinnerungen des Doktors werden für Bedloe

das, was man heute eine virtuelle Realität nennen würde. Doch diese virtuelle Realität wird für Bedloe zur einzig wahren Realität. So sehr versteigt er sich in die Idee, dass er der verstorbene Oldeb sei, so sehr versteht er sich als Oldebs Spiegelbild (äußerlich wie namentlich – bis auf die kleine Abweichung des zweiten „e“), dass das Virtuelle letztendlich zur Realität wird und Bedloe einen Tod stirbt, der Parallelen zu Oldebs Ende aufweist – wobei hier der Arzt Templeton seine Hand wesentlich im Spiel zu haben scheint. Poe thematisiert schon ein pathologisches Verschwimmen von Schein und Sein, eine Form der Schizophrenie.¹⁰ Dickens stellt eine ähnliche Untersuchung an: In seinem Roman *Das Geheimnis um Edwin Drood* schildert Dickens die virtuelle Welt eines krankhaften und kriminellen Hirns.

Charles Dickens' virtuelle Welt des kriminellen Hirns in „Das Geheimnis um Edwin Drood“

Um der Monotonie seines wenig geliebten Berufslebens hin und wieder zu entfliehen, unternimmt John Jasper, Kantor in einem kleinen, verschlafenen Städtchen, heimliche Abstecher in die Opium-Höhlen Londons, um sich dort den exotischen, abenteuerlichen Visionen des Opiumrausches hinzugeben. Mit eben so einer Opiumvision eröffnet Charles Dickens das Geschehen seines Kriminalromans *Das Geheimnis des Edwin Drood* (posthum). Jasper, der gerade aus seinem Opiumrausch zu sich kommt, sieht folgendes:

Zehntausend Krummsäbel blitzen im Sonnenlicht und dreißigtausend Tänzerinnen streuen Blumen. Dann erscheinen weiße Elefanten behängt mit zahllosen prächtigen Farben und endlos an Zahl und an Begleitern. Aber immer noch ragt der Turm der Kathedrale im Hintergrund auf, wo er nicht sein kann, und immer noch ist keine sich windende Gestalt auf der grausigen Spitze. Moment! ist die Spitze etwa ein so banales Ding wie die rostige Spitze auf dem Pfosten eines alten Bettgestells?¹¹

Die exotische Szenerie seiner Drogenvision vermischt sich mit der realen Umgebung. Jasper wird im Laufe der Erzählung zunehmend schizophren und es wird zunehmend schwieriger für ihn zwischen Vision und Wirklichkeit zu unterscheiden, bis die Virtualität schließlich Realität wird.

Dickens starb, ehe er seinen Kriminalroman zu Ende schreiben und das Geheimnis um Edwin Drood (Jaspers Neffen) lüften konnte, und so fehlt das Ende, in dem der Leichnam gefunden, der Mörder gefasst und der

Tathergang rekonstruiert wird. Doch Jaspers Drogenvision liefert wichtige Hinweise auf den Mörder. Denn wie Jasper dem Leser in seinem Rausch enthüllt, hat er irgendeine verbrecherische Tat – die er selbst als „gefährliche Reise“ (Dickens 289) bezeichnet – in der Opiumhöhle hunderttausende Male virtuell begangen, bis er sie schließlich tatsächlich beging, und als er sie tatsächlich beging, war er enttäuscht, denn alles ging viel schneller als in seinem virtuellen Erlebnis und die Tat an sich war viel weniger aufregend als die Vision (vgl. Dickens 208). Dickens und Poe zeigen in ihren Erzählungen schon einen Verlust im Differenzieren von Simulation und Realität, wie er dann im 20. Jahrhundert, auch in „Matrix“, Thema werden sollte.

Bulwer-Lyttons Geisterkino

Greifen Poe und Dickens auf die Droge und die Trance als Visionserzeuger zurück, so führt Edward Bulwer-Lytton eine magische Technik ein, die ein psychologisches Geisterkino projiziert. In seiner Geschichte *The Haunted and the Haunters: or, The House and the Brain* (1859) schildert Edward Bulwer-Lytton ferngesteuerte Geistererscheinungen, die ein Haus in London heimsuchen. Der Erzähler, an und für sich ein rationaler Mensch, verbringt aus Neugierde eine Nacht in diesem Haus, von dem er gehört hat, dass es darin spukt, und sieht, wie sich vor seinen Augen Fußabdrücke von unsichtbaren Füßen auf dem Teppich abzeichnen, wie Phantome menschlicher Gestalt in den Räumen auftauchen und wie Stühle von unsichtbarer Hand verrückt werden. Der Spuk gipfelt in einer Art geisterhaften Kinovorführung. Während der Erzähler in einem der Räume des Geisterhauses sitzt und liest, wird das Licht der Kerzen auf einmal schwächer und der Raum verdunkelt sich von alleine. Dann tauchen geisterhafte Gestalten aus der Dunkelheit des Raumes auf oder wachsen aus den Türen und Stühlen hervor. Diese „simulacra“⁴¹², wie der Erzähler sie selbst nennt, agieren vor seinen Augen. Szenen und zeitliche Epochen überschneiden sich in dieser unheimlichen Filmvorführung, in der sich sensationelle, blutrünstige Geschehen abspielen. Der Erzähler, der überzeugt ist, dass die treibende Kraft, die hinter diesen Phantasmen steckt, eine menschliche ist, geht der Sache auf den Grund und findet schließlich einen versteckten, magischen, elektromagnetischen Apparat. Dieser Apparat empfängt die Gedanken und Erinnerungen eines weit entfernten, bösen menschlichen Superhirns und sendet sie in die elektrisch aufgeladene Atmosphäre des Hauses, wo sie sich in Form von Geistern materialisieren. (Bulwer-Lyttons Geisterkino ist also eine technisch-psychologisch gesteigerte Form der Diaprojektionen in Schillers *Geisterseher*.) Die Phantasmagorien, die der Erzähler sieht, werden also per Fernbedienung gesteuert. Sie sind,

wie der Erzähler schließlich erkennt, „lediglich die Träume eines Hirns, die in Handlung verwandelt und in eine Semi-Substanz gehüllt wurden“ (HH 21). Die magische Fernbedienung wirkt außerdem durch die Elektrizität auf das neuronale Netz von Lebewesen und nimmt so auch Einfluß auf die Sinne. Es handelt sich demnach um einen neuro-physiologischen Geist. In dem Moment, in dem die Verbindung zwischen dem sendenden Hirn und dem übermittelnden Apparat gekappt und der Informationsfluss somit unterbrochen wird, ist der Spuk gebannt.

Bulwers Scheinwelt ist schon eine auf Elektrizität basierende: Funken sprühen, Lichtglobuli fliegen durch die Luft, elektrische Schläge werden verteilt. Bulwer-Lyttons Geschichte ist die frühe Version einer Verschaltung von menschlichem Geist und Technik, die eine Simulation generiert. Eine aus menschlichem Denken, Daten und einer (allerdings noch magischen) E-Technologie gespeiste künstliche Intelligenz vermittelt Bulwer-Lyttons Protagonisten seine virtuellen Erlebnisse.

Technologie und körperloses Sehen in H.G. Wells’ „The Remarkable Case of Davidson’s Eyes“

Während der auf elektrischen und magnetischen Prinzipien basierende Apparat bei Bulwer-Lytton noch untrennbar mit einer alten Magie verbunden ist, ist bei Wells in *The Remarkable Case of Davidson’s Eyes* (1895) einzig moderne Technik und Wissenschaft für die Manipulation der visuellen Wahrnehmung von Sidney Davidson verantwortlich. Davidson, der im Labor einer TU arbeitet, gerät versehentlich zwischen die Pole des großen Elektromagneten. Daraufhin findet er sich auf einer unbekanntem fernen Insel mit Sandstrand, Felsen und Pinguinen wieder. Zunächst denkt er, er sei tot, da er seinen Arbeitskollegen zwar noch hört aber nicht mehr sieht und auch seinen eigenen Körper nicht mehr sehen kann. Doch es stellt sich heraus, dass es lediglich seine visuelle Wahrnehmung an den Südpol verschlagen hat, während er körperlich in England geblieben ist. Seiner Sicht beraubt, stolpert sein Körper in England umher, kracht in Hindernisse und fällt über Gegenstände, während er am Südpol Pinguine durch sich hindurch watscheln sieht. Die gesplante Wahrnehmung verwirrt Davidson und in seiner Blindheit und Orientierungslosigkeit ist er von anderen abhängig.

Über einige Wochen hinweg sieht Davidson diese „völlig phantastische Welt“¹³ bis sich schließlich ein kleines Loch in seiner Vision öffnet, durch das er einen Bruchteil der realen Welt um sich herum sehen kann. Mit der Zeit öffnen sich noch andere Löcher, doch die zwei sich überschneidenden Welten

machen es Davidson schwer, zwischen Realität und Vision zu unterscheiden. Schließlich aber ist die virtuelle Welt ganz verschwunden.

Bei Wells ist es keine magische Macht mehr, die das virtuelle Erlebnis bedingt und auch nicht die Imagination, die ein virtuelles Reisen möglich macht, sondern es sind moderne Technologie und Wissenschaft, die es dem Menschen ermöglichen, an zwei Orten gleichzeitig zu sein sowie ohne ein Fortbewegen und ohne jeden Zeitverlust bis ans andere Ende der Welt zu reisen. Die Vision bei Wells ist eine ausschließlich technisch generierte Vision, eine Tele-Vision, die den Umbruch zum High-Tech-Zeitalter markiert. Im 21. Jahrhundert schließlich wird der technisch virtuelle Raum der Simulation dominieren.

5. Das 21. Jahrhundert und der technisch virtuelle Raum der Simulation

Neuralgische Reise in die schizophrenen Gewaltvisionen eines Verbrechergehirns

In dem Kinofilm *The Cell* (USA 2001) treffen die imaginären Welten von Cavendish, Dickens und Bulwer-Lytton sowie Dantes Hölle zusammen, denn *The Cell* zeigt das Hirn als Raum einer virtuellen Welt, die der menschliche Geist sich selbst erschafft. Wie bei Dickens und Bulwer-Lytton ist dieses Hirn ein böses, in dem die verbrecherischen Taten der Vergangenheit und die Erinnerungen daran eine neue, oft exotische, aber höllische Traumwelt generieren. *The Cell* präsentiert eine neuronale Reise in die schizophrene Gedankenwelt eines Triebtäters und Serienkillers, der seine weiblichen Opfer in einer Glaszelle ertränkt, um sie anschließend zu präparieren. Diese präparierten Puppen gehen dann als Sexmarionetten in seine Träume ein. Als ihn die Polizei schnappt, bleiben noch drei Stunden um das letzte Opfer in der Zelle zu finden. Um den Ort herauszufinden, begibt sich eine Psychologin in das Hirn des schizophrenen Killers und muss dort seine sadomasochistischen Träume miterleben. Ähnlich Bulwer-Lyttons ferngesteuertem neuro-psychologischen Geisterkino bekommt sie die Gedanken eines teuflischen Geistes aufgezwungen, indem sie neuronal mit ihm vernetzt wird und die auch bei Dickens beschriebenen Visionen eines schizophrenen Verbrecherhirns visuell miterlebt. Im vom geisteskranken Hirn erdachten virtuellen Raum präsentiert sich ihr eine danteske Hölle des Sadismus. Allerdings taucht die Psychologin des 21. Jahrhunderts nicht mit Hilfe von Drogen oder mittels

Magie, sondern durch futuristische HighTech neuralgischer Vernetzung in die Gedankenwelt des Anderen ein.

„Matrix“ und die körperlose, virtuelle Existenz im Computersystem

Der Film *Die Matrix* (USA 1999) führt sämtliche bereits behandelte Formen der virtuellen Welten im digitalen Cyberspace zusammen. In *Matrix* schließlich werden Traumvorstellungen und Visionen ausschließlich digital generiert und die Simulation ist zur einzig erkennbaren Realität für die Menschheit geworden. Im 21. Jahrhundert hat die virtuelle Intelligenz die menschliche abgelöst, Maschinen haben die Weltherrschaft übernommen und die Menschheit versklavt. Während die Matrix die Menschen mit elektrischen Impulsen und Daten füttert und sie so in einer computergenerierten Traumwelt leben lässt, sind sie in Realität gefangen und dienen nur noch als Energiequelle der Maschinen, aufgrund ihres biologischen Verbrennungsprozesses. Allein eine kleine Gruppe von Computer-Hackern bekämpft das System aus dem Untergrund.

Ähnlich wie die Utopien von Morus, Campanella und Bacon ist *Matrix* die Veranschaulichung einer abstrakten, philosophischen Theorie. Der zeitgenössische französische Philosoph Jean Baudrillard hat als erster eine Theorie von der Realität als Computersimulation entworfen¹⁴ und *Matrix* setzt seine Theorie in Bilder um. Der Film selbst zitiert Baudrillards Theorie – eine der Anfangsszenen zeigt, in Nahaufnahme, seine Schrift *Simulation und Simulakrum*.¹⁵ Baudrillards *Simulakrum* bezeichnet simulierte Realitätseffekte und deren Operationalisierbarkeit. Seine Theorie befasst sich mit einer künstlich generierten Realität, in der Sein und Schein zusammenfallen, da schon die Werte und Gesetze, auf denen diese Realität errichtet wird, nur noch virtuelle Codes sind. Das Leben ist ein Computerspiel.¹⁶

Der Held von *Matrix* ist Neo, so seine virtuelle Identität. In seinem realen Leben – also in der Simulation, die er zunächst nicht als solche erkennt – heißt er Thomas Anderson und ist Softwareentwickler bei einer großen Computerfirma. Für Morpheus, den Chef der Untergrundbewegung, ist Neo der Auserwählte, der die Menschheit aus der Matrix erretten wird. Morpheus holt Neo zu sich, indem er ihn, gleich Alice im Wunderland, einem weißen Kaninchen folgen lässt.¹⁷

Matrix ist im Wesentlichen eine ironische, digitale Erlösungsgeschichte¹⁸, die Dantes virtuelle Welt des Glaubens mit Descartes' *cogito ergo sum* zusammenführt. Neo, der Auserwählte, wird zunächst von Morpheus (dem Herrn des Schlafs) durch das Labyrinth der digitalen Traumwelt geführt, bis er schließlich, durch die Liebe einer Frau (eine Parallele zu Dante) erlöst wird und die volle Wahrheit (in diesem Fall die *Matrix*) erblickt und erkennt, dass nicht was er sieht, sondern was er denkt real ist. Im digitalen Zeitalter erfolgen spirituelle Visionen durch Computertechnik, Luzifer hat nichts mehr mit „Licht“ zu tun, sondern mit Zahlen¹⁹, der Apfel der Erkenntnis ist eine rote Pille und Wissen wird per Computerprogramm ins Hirn geladen, und der neue Christus²⁰ ist nicht halb Mensch, halb Gott, sondern halb Mensch, halb Maschine.

Neo ist Andersons Netzname, seine selbst-erschaffene, virtuelle Existenz. Als Neo überwindet er die Grenzen, die ihm sein natürlicher Körper auferlegt. In dem Moment, in dem er sich selbst als virtuelle Existenz in einem Cyberspace begreift und von seinem Körper löst, kann er sich dem Zwang des Systems entziehen und seine Gegner mit deren eigenen Waffen schlagen; kann er die Schwerkraft überwinden und andere physikalische Gesetze brechen. Dazu muß er allerdings das Bewusstsein von Körper aufgeben!

Es lässt sich also auch in puncto Körper über die Jahrhunderte eine Entwicklung hin zu einer immer stärkeren Auflösung des Physischen verzeichnen: Während Dante noch in seinem menschlichen Leib durch die Welten Hölle, Läuterberg und Paradies geht, reist Margaret Cavendish schon nur noch im Geiste in ihre gleißende Welt und auch die Charaktere von Dickens, Collins, Kipling und Poe lassen ihre Körper zurück, wenn sie sich auf ihre virtuellen Reisen begeben. Der Körper ist ein Hindernis für den Menschen und ein Gefängnis für den Geist. Wenn sich der Geist aus dem Körper löst, befreit er sich damit von seinen biologischen Notdurften oder auch von den ihm auferlegten, gesellschaftlichen Zwängen – wie besonders im Fall von Margaret Cavendish oder Collins' Clara Burnham. Im 21. Jahrhundert mit seinen nahezu grenzenlosen, technischen Möglichkeiten ist der menschliche Körper mehr denn je Hindernis, da die Kluft zwischen Körper und Technologie immer weiter wächst. Man versucht zwar den menschlichen Körper zu perfektionieren, und kann ihn inzwischen dopen oder gentechnisch manipulieren, aber das ist nichts im Vergleich zu den Möglichkeiten, die die moderne Technik eröffnet. Der Cyberspace dagegen, mit seiner virtuellen Existenz, bietet ein Paradies ohne körperlich bedingte Grenzen. Im Cyberspace kann der Mensch seine Natur ablegen und göttlich sein.²¹

Das vorneuzeitliche Weltbild verstand den Menschen noch als Bindeglied zwischen Himmel und Erde, da er sowohl aus Körper als auch aus Geist bestand. Der Körper mit seinen Grenzen ist die Limitierung der Natur, das Irdische am Menschen. Die körperlichen Grenzen sind demnach das Natürliche am Menschen. Vielleicht sollten wir uns zuweilen über unsere naturbedingte Unzulänglichkeit freuen. Vielleicht sollten wir zur Abwechslung einfach einmal stolz darauf sein, dass wir Fehler machen, dass wir überhaupt noch in der Lage sind, Fehler zu machen. Wer weiß, wie lange noch.

Abschließend kann man zusammenfassen, dass wenn man die Entwicklung der virtuellen Welten von Dante über die Jahrhunderte hindurch verfolgt, was hier nur exemplarisch geschehen konnte, sich eine Entwicklung von einer zunächst religiös motivierten Vision über die Traumwelten der Imagination bis hin zu einer digital simulierten Welt der Technik verzeichnen lässt. Weiterhin macht sich ein zunehmendes Verschwinden der Materie und des Körpers bemerkbar. Auch lässt sich eine Verbindung von virtuellen Welten und Fiktionen festhalten. Der Schriftsteller oder die Schriftstellerin schafft kraft der dichterischen Imagination fiktive Welten, die einerseits die Möglichkeit zum Eskapismus bieten (Shakespeare, Cavendish, Kipling), andererseits aber auch – durch das Sich-Verlieren im Lesen oder in einer Traumwelt – die Gefahr eines Wirklichkeitsverlusts und einer Entfremdung bis hin zum Wahnsinn in sich bergen (Hoffmann, Poe). Im Laufe der Jahrhunderte weicht die fatale Fiktion dann immer mehr der fatalen technischen Simulation. Zu den Dichtern und Philosophen sind im 21. Jahrhundert also noch die Softwareentwickler und Softwareingenieure als Schöpfer virtueller Welten hinzu gekommen.

Quellen:

Bacon, Francis: *The New Atlantis*, in: *Three Early Modern Utopias*, (Oxford, New York: Oxford UP, 2000).

Baudrillard, Jean: *Agonie des Realen*, (Berlin: Merve, 1978).

Baudrillard, Jean: *Simulacra and Simulation*, (Ann Arbor: University of Michigan Press, 1995).

Bulwer-Lytton, Edward Lord: *The Haunted and the Haunters, or The House and the Brain*, in: *A Strange Story*, (Boston: Estes and Lauriat, o. J.).

Campanella, Tommaso: *Der Sonnenstaat*, (Berlin: Akademie Verlag, 1955).

Cavendish, Margaret: *The Blazing World and Other Writings*, Hrsg. Kate Lilley, (London: Penguin, 1994).

Collins, Wilkie: *The Frozen Deep and Mr. Wray's Cash-Box*, (Gloucestershire: Alan Sutton, 1996).

Dante, Alighieri: Die Göttliche Komödie, (Frankfurt/Main: Fischer, 1955).

Dickens, Charles: The Mystery of Edwin Drood, Hrsg. Margaret Cardwell, (Oxford, New York: Oxford UP, 1999).

Eliot, T. S.: "Dante", The Sacred Wood: Essays on Poetry and Criticism, (London: Methuen & Co., 1976), 159-171.

Gibson, William: Neuromancer, (New York: Ace Books, 1984).

Hoffmann, E. T. A.: Der Sandmann, (Frankfurt/M.: Insel, 1986).

Kipling, Rudyard: "The Brushwood Boy," The Day's Work, (London: Macmillan, 1948), 360-406.

Morus, Thomas: Utopia, in: Three Early Modern Utopias, (Oxford, New York: Oxford UP, 2000).

Schiller, Friedrich: Der Geisterseher, (Frankfurt/M.: Insel, 1976).

Shakespeare, William: A Midsummer Night's Dream, Hrsg. Harold F. Brooks, (Walton-on-Thames Surrey: Thomas Nelson, 1979). (=The Arden Shakespeare)

Shakespeare, William: The Tempest, Hrsg. Frank Kermode, (Walton-on-Thames Surrey: Thomas Nelson, 1997). (= The Arden Shakespeare)

Wells, Herbert George: "The Remarkable Case of Davidson's Eyes", The Complete Short Stories of H.G. Wells, (London: Ernest Benn, 1927).

Filme:

Fassbinder, Werner: Die Welt am Draht (D 1973).

Singh, Tarseem: The Cell (USA 2000).

Wachowski, Larry: The Matrix (USA 1999).

Forschungsliteratur:

Baumgärtel, Tilman: „Digitale Erlösungsphantasie“, Freitag 26 (25. Juni 1999) <URL: www.freitag.de/1999/26/99261401.htm> [9/2004]

Davis, Erik: Technosis. Myth, Magic and Mysticism in the Age of Information, (New York: Harmony Books, 1998).

Innerhofer, Roland: "Literarische Antizipationen der Virtualität um die Jahrhundertwende", Die Welt im Bild. Wirklichkeit im Zeitalter der Virtualität, ed. Bernd Flessner, (Freiburg/Br.: Rombach, 1997), 19-47. (= Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae, Vol. 46)

Irwin, William (Hrsg.) The Matrix and Philosophy: Welcome to the Desert of the Real, (Chicago: Open Court Publ. Comp., 2002) (= Popular Culture

and Philosophy Series, Vol. 4) <URL: [http://whatisthematrix.warnerbros.com/\[rl_cmp/\]phi.html](http://whatisthematrix.warnerbros.com/[rl_cmp/]phi.html)> [09/2004]

Jürgens, Christian: „Keanu im Wunderland. Ein Cybertraum: ‚Matrix‘ ist das Kino-Abenteuer des Jahres“, *Die Zeit* 25 (1999). <URL: www.zeit.de/archiv/1999/25/199925.matrix_xml> [9/2004]

Meyer, Jürgen: „Schöpfungen aus dem Nichts. Virtuelles in Physik und Literatur“

<URL: www.diss.sense.uni-konstanz.de/virtualitaet/meyer.htm> [07/2004]

Wertheim, Margaret: *The Pearly Gates of Cyberspace. A History of Space from Dante to the Internet*, (New York: W.W.Norton & Comp., 1999).

Anmerkungen:

¹ Jürgen Meyer, “Schöpfungen aus dem Nichts: Virtuelles in Physik und Literatur” <URL: <http://www.diss.sense.uni-konstanz.de/virtualitaet/meyer.htm>> [07/2004], 1.

² Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. Elmar Seebold, (Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1995), S. 865.

³ Meyer nennt die Vorsokratiker Leukipp und Demokrit, sowie Epikur (1). Ein weiteres Beispiel für die Idee der virtuellen Welten in der Antike wären Platos Höhlenschatten.

⁴ Dante Alighieri, *Die Göttliche Komödie*, übers. Wilhelm G. Hertz, (Frankfurt/M.: Fischer, 1960), 8.

⁵ T. S. Eliot, “Dante”, *The Sacred Wood: Essays on Poetry and Criticism*, (London: Methuen & Co., 1976), 169-171.

⁶ Siehe: *The Matrix and Philosophy: Welcome to the Desert of the Real*, Hrsg. William Irwin, (Chicago: Open Court Publ. Comp., 2002), (= Popular Culture and Philosophy Series, Vol. 4), einige Essays aus diesem Band auch unter: <URL: [http://whatisthematrix.warnerbros.com/\[rl_cmp/\]phi.html](http://whatisthematrix.warnerbros.com/[rl_cmp/]phi.html)> [09/2004]

⁷ Die Zitate sind der Ausgabe Margaret Cavendish, *The Blazing World and Other Writings*, Hrsg. Kate Lilley, (London: Penguin, 1994) entnommen und eigenständig aus dem Englischen übersetzt.

⁸ E. T. A. Hoffmann, *Der Sandmann*, (Frankfurt/M.: Insel, 1986), 41.

⁹ Die Erzählung, die Wilkie Collins ursprünglich als Theaterstück (1857) in Gemeinschaftsproduktion mit seinem Freund Charles Dickens schrieb, baut auf den wahren Begebenheiten der John Franklin Expedition im Jahre 1845 auf. Eine Expedition, die spurlos in der Antarktis verschwand und das 19. Jahrhundert über ein Jahrzehnt lang beschäftigte. Als die Suchmannschaften damals erfolglos blieben, wandte man sich auch an hellsichtige Medien, die

sich auf mentale Reise zum Nordpol begaben, um die Vermissten auf ihre Weise zu suchen. (Man hoffte wohl, daß die körperlos Reisenden nicht im ewigen Eis stecken bleiben würden.) Als Collins an „The Frozen Deep“ schrieb, war die Suche nach der Franklin-Expedition noch voll im Gang und Claras Trips zum Nordpol dürfte die Zeitgenossen von Collins sofort an die virtuellen Reisen der Medien erinnern haben.

¹⁰ Nebenbei ‚psychologisiert‘ Poe Dante, denn Bedloes Weg in die vermeintliche Metempsychose führt, wie bei Dante, durch das Labyrinth eines Waldes und wird, wie in der Commedia, von einem Leoparden gekreuzt.

¹¹ Charles Dickens, *The Mystery of Edwin Drood*, (Oxford: UP, 1999), 1 (in eigener Übersetzung).

¹² Edward Bulwer Lytton, *The Haunted and the Haunters: or, The House and the Brain*, in *A Strange Story*, (Boston: Estes and Lauriat, o. J.), 15.

¹³ H.G. Wells, „The Remarkable Case of Davidson’s Eyes“, *The Complete Short Stories of H.G. Wells*, (London: Ernest Benn, 1927), 280.

¹⁴ Jean Baudrillard, *Der Symbolische Tausch und der Tod* (München, 1991 [1976]), sowie *Agonie des Realen*, (Berlin, 1978).

¹⁵ Larry Wachowski, *The Matrix* (USA 1999), Kpt. 3, 0:08:07.

¹⁶ Ein Vorläufer zu „Matrix“ wäre der deutsche Film „Die Welt am Draht“ von Werner Fassbinder (1973), der wiederum auf Galouyes Roman „Simulacron 3“ (1964) basiert.

¹⁷ Morpheus selbst ist dieses Zitat in den Mund gelegt, ein Zitat von vielen, denn Matrix ist eine tour de force durch die Kulturgeschichte von Traum und Virtualität.

¹⁸ Vgl. auch Tilman Baumgärtel, „Digitale Erlösungsphantasie“, Freitag 26 (25. Juni 1999) <URL: www.freitag.de/1999/26/99261401.htm> [9/2004] und Christian Jürgens, „Keanu im Wunderland“, Die Zeit 25 (1999). <URL: www.zeit.de/archiv/1999/25/199925.matrix_xml> [9/2004]

¹⁹ Der Verräter heißt Cipher (dt. „Ziffer“).

²⁰ Neo für ‚neu‘.

²¹ Erik Davis, *Techgnosis: Myth, Magic, and Mysticism in the Age of Information*, (New York: Three Rivers Press, 1998).

Dr. Tobias Brinkmann

Jüdische Erinnerungsorte in Berlin und New York: Lower East Side, Scheunenviertel und Bayerisches Viertel

Dieser Beitrag¹ beschäftigt sich mit drei innerstädtischen Vierteln in New York und Berlin, die in den letzten Jahren als jüdische Orte wiederentdeckt worden sind. Juden waren zu keinem Zeitpunkt die einzigen Bewohner dieser Viertel, und keine (oder nur einzelne) Juden leben heute noch oder wieder dort. Trotzdem gelten diese Stadtviertel heute in der öffentlichen Wahrnehmung als „jüdisch“. Jedes Viertel hat seine ganz eigene Geschichte, aber alle drei sind in unterschiedlicher Weise zu Orten der Erinnerung und vor allem des Gedenkens geworden, indes in sehr unterschiedlichen sozialen und kulturellen Zusammenhängen. Der folgende Text behandelt Prozesse der Wiederentdeckung und Inbesitznahme dieser jüdischen Stadtviertel; dabei sollen vor allem die vielschichtigen Bedeutungen des Adjektivs „jüdisch“ und dessen Bezug zu urbanen Räumen und Orten erläutert werden. Die drei Viertel sind die Lower East Side in New York, und in Berlin das Scheunenviertel und das Bayerische Viertel.²

Juden und Raum

Die Erfahrung von Diaspora ist intrinsisch mit der langen Geschichte von Juden und Judentum verknüpft. Über Jahrhunderte haben verschiedene, weit voneinander entfernte Orte und Räume die Lebensgeschichten von einzelnen jüdischen Frauen und Männern, aber auch von größeren Gruppen von Juden, geprägt.³ Solche räumlichen Beziehungen, die hohe Mobilität voraussetzen, sind keineswegs eine spezifisch jüdische Erfahrung. Angehörige anderer ethno-religiöser Gruppen, Griechen, Armenier, Chinesen und Südasiaten, gehören zum Teil seit vielen Jahrhunderten zu weit verzweigten Diasporanetzwerken.⁴ Der Bezug zur verlorenen Heimat ist im religiösen Gedächtnis der Juden in der Diaspora ein entscheidender gemeinsamer Bezugspunkt, und das seit langer Zeit – vor und nach dem Exodus aus Ägypten, während des Babylonischen

Exils und nach der Zerstörung des Zweiten Tempels im Jahre 70, welche die Periode des Galut (Exil) einläutete. Auch nach der Gründung des Staates Israel 1948 hat das Verhältnis der Juden in der Diaspora und in Israel zu Eretz Israel (dem Land Israel) seine emotionale Symbolik nicht eingebüßt. Im Gegenteil, der Nahostkonflikt wird im Kern als ein Streit über den Besitzanspruch über Land und bestimmte Orte wahrgenommen. Die Themen Verlust, Exil und Rückkehr in eine Heimat, deren Topographie religiös determiniert ist, besitzen eine kaum zu überschätzende Bedeutung für das kollektive jüdische Gedächtnis und Selbstverständnis.⁵

Das Verhältnis von Juden und Raum ist vielschichtig und wird von miteinander verwobenen historischen, religiösen, kulturellen und sozialen Aspekten beeinflusst. Insbesondere Gedächtnis und Religion definieren die Konstruktion und Wahrnehmung von jüdischen Orten und Räumen. Wie andere religiöse Gemeinschaften definieren auch Juden sakrale Räume, auch wenn diese für Christen oder Muslime nicht immer erkennbar sind. Jüdische Friedhöfe sind für Außenstehende sichtbar, aber nicht unbedingt die Schabbat-Grenze (Eruv), die einen Bezirk markiert, den religiöse Juden am Schabbat nicht verlassen dürfen.⁶ Es ist notwendig, zwischen jüdischen Räumen zu differenzieren, die von Juden definiert und als solche anerkannt werden, und solchen, die von anderen zugeschrieben und von Juden angenommen werden (oder nicht). Für letzteres stehen vor allem das frühneuzeitliche Ghetto, die von den Nationalsozialisten geschaffenen Judenbezirke, „Ghettos“ und Judenviertel, oder der Ansiedlungsrayon im Russischen Zarenreich, den Juden offiziell nur mit besonderer Erlaubnis verlassen durften. Während es manche jüdische Räume nicht mehr gibt, existieren andere nur in der Vorstellung und im kulturellen Gedächtnis, ohne Bezug zu einem konkreten physischen Ort. Ein gutes Beispiel dafür sind das „Shtetl“ und das „Ghetto.“ Beide Begriffe sollen kurz erläutert werden, weil sie die Wahrnehmung jüdischer Stadtviertel in der Gegenwart stark beeinflussen.

„Shtetl“ und „Ghetto“

Das vielfach nostalgische Interesse am Shtetl, popularisiert nicht zuletzt durch Musicals wie „Fiddler on the Roof“, erscheint als ein Versuch, eine „Lebenswelt“ wiederzubeleben, die für eine authentische und emphatische Erfahrung von jüdischem Leben in Osteuropa vor dem Holocaust steht.⁷ Die Suche unter dem Begriff „Shtetl“ im Internet führt einen zu Projekten wie dem „virtuellen Shtetl“, das über eine „Bibliothek, Synagoge, Schule, Gedenkstätte, Post, einen Bahnhof und ein Kunst-Zentrum“ verfügt. Die Destinationen im

virtuellen „Bahnhof“ sind Shtetl-Gedenkstätten in Ostmitteleuropa, aber auch Erinnerungs-Projekte in ehemaligen jüdischen Einwanderervierteln wie der Lower East Side in New York und dem Maxwell Street Viertel in Chicago. Der unwiderrufliche Verlust des Shtetl ist ein Schlüsselaspekt dieser virtuellen Erinnerungswelt. Die meisten „Shtetl“-links führen zu Seiten mit Informationen über die gewaltsame Zerstörung der Welt des Shtetl während des Holocaust.⁸

Seit einigen Jahren betreibt eine bekannte amerikanische Holocaust-Wissenschaftlerin das Projekt, ein Shtetl nach originalgetreuem Vorbild in Israel nachzubauen. Yaffa Eliach, die Geschichte und Literatur am Department of Judaic Studies am Brooklyn College unterrichtet, ist vielen Besuchern des United States Holocaust Memorial and Museum ein Begriff. Ihr beeindruckender „Turm des Lebens“ zeichnet anhand von hunderten von erhaltenen Aufnahmen eines Photostudios das Leben und die vollständige Zerstörung ihres heimatlichen Shtetls im litauischen Eishyshok nach. Eliach selbst überlebte als eine von wenigen Bewohnern im Versteck. Ein Themenpark unweit von Tel Aviv soll das Shtetl Eishyshok buchstäblich erlebbar machen, um eine „untergegangene Vergangenheit wieder herzustellen“. Die Besucher sollen auf Angestellte in der Kleidung von Shtetl-Juden treffen, die an Typen aus „Fiddler on the Roof“ erinnern – oder wie Kritiker anmerken, an Figuren aus Disneyland-Erlebnisparks. Eliach sieht ihr Shtetl-Projekt als eine neuartige Holocaust-Gedenkstätte, die nicht auf Tod und Zerstörung abhebt, sondern auf jüdisches „Leben und Kreativität.“ Daher sollen Erfahrungen, die auch zur Welt des historischen Shtetls gehörten, das Zusammenleben mit christlichen Nachbarn, aber auch die Angst vor Pogromen und das harte Alltagsleben nicht „rekonstruiert“ werden.⁹

Das Interesse am Shtetl ist keine neuartige Mode-Erscheinung, sondern hat tiefere Wurzeln. Es reflektiert die Sorge über den Bedeutungsverlust von jüdischer Identität in modernen Gesellschaften und von Juden als Gruppe. In seiner Studie *Brothers and Strangers* hat der Historiker Steven E. Aschheim beschrieben, wie assimilierte Juden in Westeuropa um 1900 positive Bilder des „Ostjuden“ als authentischem Juden konstruierten. In der Vorstellung mancher westlicher Juden gehörte der „Ostjude“ noch zu einer organischen jüdischen Gemeinschaft im Shtetl, die noch nicht assimilatorischen Einflüssen der modernen Gesellschaft ausgesetzt war.¹⁰

Das Konzept des Ghettos ist weitaus komplexer als das des Shtetl, vor allem weil es seine ursprünglichen Bedeutungszusammenhang schon im 19. Jahrhundert transzendiert hat und vielfach auf nichtjüdische Kontexte

bezogen wird. Mitte des 19. Jahrhundert war das Ghetto gleichbedeutend mit dem nostalgischen Verlangen nach dem Shtetl im 20. Jahrhundert. Dem Kulturhistoriker Richard I. Cohen zufolge zeigten städtische Juden in West- und Mitteleuropa als Folge von Modernisierung und Assimilation schon in den 1830er Jahren „die Sehnsucht [einzelne] Elemente einer Gemeinschaft wiederzuerlangen, die nicht wiederhergestellt werden konnte. [...] Das Ghetto diente als Bindeglied zu dieser [vergangenen] Welt, ein konstantes und anziehendes Symbol der ‘authentischen’ jüdischen Erfahrung.“¹¹ Innerhalb eines spezifisch jüdischen Kontexts kann das Bild des Ghettos als negatives Gegenbild des Shtetl gesehen werden. Während das Shtetl ‚Jüdischsein‘ von innen symbolisiert, wurde Juden das Ghetto von außen aufgezwungen.

Der Begriff oder vielmehr das negative Bild vom Ghetto überschattet die eigentliche historische Erfahrung vor 1800. Im Mittelalter mussten Juden zunehmend in klar demarkierten Vierteln in Städten und Dörfern leben – nicht selten buchstäblich am Rand der Stadt wie in der Frankfurter Judengasse. Organisierte Gewalt gegen Juden und Vertreibungen waren an der Tagesordnung. Das 1516 gegründete und 1797 aufgelöste Ghetto von Venedig wurde zum Emblem für soziale Isolation und Marginalisierung der europäischen Juden in der Frühen Neuzeit. Ghettos entstanden in rascher Folge in vielen italienischen und mitteleuropäischen Städten. Obwohl die Lage von Juden vielfach prekär war, boten die Ghetto-Mauern auch Schutz. In Venedig und anderswo gab die Institution des Ghetto Juden von der Stadt oder dem Landesherrn garantierte Sicherheit. Mit der Einrichtung von Ghettos endete eine Periode konstanter Unsicherheit, Gewalt, und vor allem jüdischer Rechtlosigkeit. Nach den Vertreibungen des Mittelalters durften Juden viele Städte nicht einmal betreten. Daher bedeutete die Einrichtung eines Ghettos die Zulassung von Juden und die Verrechtlichung ihres Status und damit einen gewissen Schutz gegenüber willkürlicher Gewalt. Neuere Forschungen haben gezeigt, dass manche Ghettos sehr viel offener waren, als lange angenommen. In Triest lebten viele Juden schon Jahrzehnte vor Abschaffung des Ghettos außerhalb seiner Mauern.¹²

Die Öffnung des Ghettos, die Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte, wurde nicht von allen Juden begrüßt, denn sie stellte eine große Herausforderung dar. Im Ghetto dominierte die jüdische Tradition, außerhalb des Ghettos war es schwierig, Judentum mit den Anforderungen der modernen Gesellschaft in Einklang zu bringen. Unter assimilierten Juden wurde der Begriff Ghetto schnell zu einem negativ aufgeladenen Stereotyp; traditionsorientierte Juden bezeichneten manche herablassend als „Ghetto-Juden“.¹³ Doch schon früh hatte der Begriff, wie oben angedeutet, auch eine nostalgische Bedeutung einer

verschwindenden Lebenswelt, die mit authentischem Judentum assoziiert wurde. Beispiele sind die Gemälde von Moritz Oppenheim, der traditionelles jüdisches Familienleben porträtierte, und die Ghetto-Geschichten von Leopold Kompert.¹⁴

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam der Begriff Ghetto im Zuge der starken jüdischen Migration aus Osteuropa als Bezeichnung für jüdische Einwanderer-Viertel in großen städtischen Zentren in Westeuropa und Nordamerika auf. Etablierte Juden, die in besseren Gegenden wohnten, und die allgemeine Öffentlichkeit verbanden damit vielfach negative Stereotype. 1893, kurz vor der Eröffnung der Columbian Exposition, charakterisierte der Rabbiner einer wohlhabenden jüdischen Gemeinde in Chicago die Neueinwanderer, von denen sich tausende in einem kleinen Areal an der Westseite von Chicago niedergelassen hatten, so: „sie beten wie sie es schon immer getan haben, sie sprechen den elenden Jargon [Jiddisch], den sie mitgebracht haben. [...] Ich sehe keine andere Möglichkeit dieses Ghetto aufzubrechen [...] nur ein Feuer, eine Flut, oder ein katastrophaler Sturm kann es auslöschen [...] Schon hört man von dort furchtbare Geschichten unmoralischen Verhaltens. Schon schickt es Nachwuchs in unsere Gefängnisse.“¹⁵ Diese Beschreibung reflektiert die Furcht vieler etablierter Juden, die in den jüdischen Einwanderern eine Bedrohung für ihren sozialen Status sahen. Das „Ghetto“ war ein Schlüsselement des einflussreichen Ostjuden-Bildes.¹⁶

Für die etablierten Juden in Chicago repräsentierte das „Ghetto“ eine mentale Disposition, die sich über Jahrhunderte von Verfolgung und erzwungener Isolierung tief eingepägt hatte. Vor 1880 hatten sich jüdische Einwanderer, vor allem Anhänger der dominierenden liberalen Reformbewegung, sehr deutlich vom traditionellen Judentum im alten „Europa“ distanziert. Juden im zukunftsorientierten „Amerika“ hatten sich in Zeit und Raum weit vom europäischen Ghetto entfernt. Moderne amerikanische Juden sahen das Ghetto um 1900 als eine – zumindest soweit es Amerika anging – abgeschlossene Phase der jüdischen Geschichte. Das Ghetto symbolisierte jüdische Isolation, kulturelle Rückständigkeit, auch Verfolgung und Diskriminierung.¹⁷ Nach 1880 mussten führende amerikanische Juden mit wachsendem Unbehagen zusehen, wie innerhalb kürzester Zeit in „ihrem“ Amerika, große „russische“ Ghettos entstanden, deren Bewohner sich ihrem Einfluss entzogen.

Das Konzept des Ghetto als ein fast vollständig von der Umgebung isolierter vormoderner Raum beeinflusste auch wissenschaftliche Versuche, die Kräfte, die ethnische Einwanderer-Viertel in amerikanischen Städten zusammenhielten, zu verstehen. 1928 veröffentlichte der junge Chicagoer

Soziologe Louis Wirth seine bis heute klassische Studie, „The Ghetto.“ Er verglich das moderne Chicago Ghetto mit der frühneuzeitlichen Frankfurter Judengasse. Auch Wirth nahm an, dass jüdische Einwanderer deshalb ein Ghetto-ähnliches Viertel bevorzugten, weil Diskriminierung und Verfolgung in Osteuropa ihnen die Ghetto-Erfahrung quasi eingeprägt hatten: „Es [das Chicago Ghetto] ist die Sklavin von Formen, die durch Tradition und Gefühl bestimmt werden. [...] Das Ghetto ist eine geschlossene Gemeinschaft, [...] Es ist so vollständig von der Außenwelt abgeschlossen, als wenn es noch immer von einer Mauer umgeben wäre und die Bewohner jede Nacht hinter den Ghetto Toren eingesperrt würden.“¹⁸ Wirth hinterfragte nicht das traditionelle Bild des Ghetto als Inbegriff des traditionellen Judentums. Beeinflusst von seinem Mentor Robert Park, glaubte er eine Korrelation zwischen Prozessen der Assimilation der Einwanderer und ihrer residentiellen Mobilität innerhalb von Chicago feststellen zu können. Für ihn war das Chicago „Ghetto“ eine Durchgangsschleuse in Zeit und Raum vom vormodernen europäischen Ghetto in die amerikanische Mainstream-Gesellschaft.

Aber nicht nur waren die vormodernen Ghettos in Europa weitaus offener als Wirth und andere Wissenschaftler angenommen hatten, auch die jüdischen Ghettos in Amerika waren keine „geschlossenen Gemeinschaften“. Sie unterschieden sich deutlich von den Bedingungen in Osteuropa, wo es im Übrigen im Gegensatz zu Mitteleuropa und Italien niemals Ghettos gegeben hatte. Im osteuropäischen Shtetl lebten Juden vielfach Tür an Tür mit ihren christlichen Nachbarn. Obwohl durch Quellen vielfach belegt, wird dieses Zusammenleben in populären Darstellungen vom Shtetl in der Regel ignoriert. Auch in den amerikanischen Einwanderervierteln bildeten Juden keine homogene Gruppe; sie kamen aus unterschiedlichen Regionen in Osteuropa und brachten verschiedene kulturelle Traditionen mit. Und auch hier lebten sie auf engstem Raum mit christlichen Einwanderern aus unterschiedlichen Teilen Europas zusammen.¹⁹

Lower East Side

Die Lower East Side ist seit den späten 1970er Jahren buchstäblich als mythischer Ursprungsort der amerikanischen Juden konstruiert worden. Ein Beispiel dafür, das an einen wirkungsmächtigen amerikanischen Gründungsmythos anknüpft, ist die Bezeichnung des Viertels als „Plymouth Rock“ der amerikanischen Juden.²⁰ Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, als das Viertel die mit Abstand größte jüdische Bevölkerung der Welt und viele andere Einwanderer wie Deutsche und Italiener beherbergte, kannten

die Bewohner und viele andere New Yorker das Quartier nur als das „Ghetto“. Die bekannte Sammlung von Kurzgeschichten über die jüdische Lebenswelt der kleinen Leute an der Lower East Side, die der Journalist und Schriftsteller Abraham Cahan 1896 publizierte, trug den Titel „Yekl: A Tale of the New York Ghetto“.²¹

Obwohl viele jüdische Einwanderer auch in andere Gegenden von New York zogen, nicht zuletzt nach Harlem, war die Lower East Side um 1900 das mit Abstand bedeutendste Zentrum jüdischen Lebens in der Stadt. Im Jahr 1905 lebten rund 350.000 Juden im Südosten von Manhattan. Sie bildeten nicht eine Gemeinschaft, sondern eher eine lockere „community“, die sich aus einer kaum überschaubaren Zahl von kleinen Gemeinschaften wie Synagogen-Gemeinden zusammensetzte. Ständig kamen neue Einwanderer hinzu, während andere weiterzogen. Erst um 1880 hatte die jüdische Bevölkerung signifikant zugenommen, schon um 1920 waren die meisten jüdischen Bewohner auf dem Weg in andere Stadtviertel. 1925 lebten nur noch 15% der New Yorker Juden an der Lower East Side, 1930 waren auch sie überwiegend weggezogen. Die zurückbleibenden Juden gehörten zu den ärmsten der Stadt. Schon zu dieser Zeit konstruierten New Yorker Juden ein nostalgisches Bild der Lower East Side als ehemals vibrierendes und großartiges Zentrum jüdischen Lebens.²² Im Gegensatz zu vielen anderen ehemaligen jüdischen Einwanderervierteln in den USA, die weitgehend verschwunden sind, ist nur ein kleiner Teil der Bausubstanz der Lower East Side einem sozialen Wohnungsbauprojekt zum Opfer gefallen. Obwohl die Zeichen des Verfalls in den 1980er Jahren nicht mehr zu übersehen waren, dient das Quartier heute einer wachsenden Zahl von chinesischen Einwanderern als neue Heimat.²³

Die ersten Versuche, die Lower East Side als jüdischen Erinnerungsort zu definieren, reichen bis in die 1930er Jahre zurück, aber erst in den späten 1970er Jahren trafen entsprechende Vorschläge auf breite Resonanz. Eines der aussagekräftigsten Medien waren Photos von verlassenen und teilweise zerstörten Synagogen, die viele Zeitgenossen an Bilder der „Reichspogromnacht“ im November 1938 im NS-Deutschland erinnerten. Zwischen 1880 und 1915 gab es rund 500 Orte, an denen zeitweise jüdische Gottesdienste stattfanden, häufig in kleinen angemieteten Räumen. Immerhin rund 60 Gebäude fungierten um 1900 als Synagogen, mehrere waren in den 1980er Jahren noch relativ gut erhalten. Aber Synagogen waren und sind die einzigen für Außenstehende unmittelbar sichtbaren Spuren jüdischen Lebens. Bezeichnenderweise ist die prunkvolle vor kurzem als Museum wiedereröffnete Eldridge Street Synagoge das einzige ausdrücklich als jüdisch definierte Gebäude an der Lower East Side.²⁴ Natürlich gibt es auch

andere „jüdische“ Orte, die sich als Touristenattraktion neu erfunden haben, etwa „Katz Delicatessen“. Das ehemalige „neighborhood“-Deli ist heute (zumindest an Wochenenden) eine wichtige Station für Touristen, von denen viele amerikanische Juden sind.²⁵ Mehrere Restaurants sprechen geschickt die Erwartungen vieler Touristen an, auch wenn die Gerichte auf der Speisekarte eher wenig mit der Lebenswelt der Einwanderer zu tun haben.²⁶

Ein zentraler Ort in der Lower East Side-Erinnerungslandschaft ist das 1988 gegründete „Lower East Side Tenement Museum“. Es befindet sich in der Orchard Street, in einem der wenigen baulich nicht veränderten Mietshäuser. Nach detaillierten Forschungen der Museumsmitarbeiter haben insgesamt mehr als 10.000 Menschen kürzer oder länger in dem mehrstöckigen Gebäude gelebt, die meisten davon waren jüdische Einwanderer. Das Museum versteht sich indes ganz ausdrücklich nicht als jüdischer, sondern als multikultureller Ort. Dieses Selbstverständnis hat zu einer ganzen Reihe von kleineren Konflikten über „Besitzansprüche“ geführt. So forderte eine Gruppe streng orthodoxer Juden eine angemessene Darstellung des traditionellen Judentums in der Ausstellung. Für nichtjüdische Amerikaner und nichtamerikanische Touristen ist das Museum eine interessante Ergänzung zum Einwanderermuseum und Gedenkort Ellis Island – und ein wichtiger Aspekt der Geschichte der Vereinigten Staaten als Einwanderungsland. Für die vielen amerikanisch-jüdischen Besucher ist das Museum und seine Umgebung ein quasi sakraler Ort.²⁷ Eine wachsende Zahl von Touristen bucht Stadtpaziergänge durch die Lower East Side. Ein Führer betont, dass speziell für jüdische Teilnehmer der Spaziergang eine „home coming“ Erfahrung ist, selbst wenn ihre eigene Vorfahren gar nicht an der Lower East Side oder in New York gelebt haben.²⁸

Die wahre Bedeutung der Lower East Side als Erinnerungsort liegt nicht im unmittelbar greifbaren städtischen Raum, sondern in der Vorstellung vieler amerikanischer Juden. Das ehemalige Einwanderer-Viertel ist vor allem in der amerikanischen Populärkultur als mythischer Ursprungsort der amerikanischen Juden rekonstruiert worden, quasi als amerikanische Variante des osteuropäischen Shtetl. Die Lebenswelt der jüdischen Einwanderer in diesem Viertel ist das entscheidende Bindeglied zwischen amerikanisch-jüdischem Leben in der Gegenwart und der „Welt der Väter“ (Irving Howe).²⁹

Scheunenviertel

Seit den frühen 1980er Jahren ist auch das Berliner „Scheunenviertel“ als ehemaliges jüdisches Stadtviertel wiederentdeckt worden. Mehrere Stadtpaziergänge zum Thema „Jüdisches Berlin“ konzentrieren sich anscheinend auf dieses zentral gelegene Viertel. In der Nähe des ehemaligen Scheunenviertels, jedoch in einem Quartier mit einer anderen Geschichte (was den meisten Touristen und selbst Stadtführern häufig nicht klar ist), befinden sich mindestens zwei „jüdische“ Restaurants, verschiedene Geschäfte mit „jüdischen“ Produkten, und mehrere Gedenkorte, darunter der partiell rekonstruierte Eingangsbereich der ehemaligen „Neuen Synagoge“.³⁰

Der Name „Scheunenviertel“ leitet sich von der ursprünglichen Nutzung des Geländes unmittelbar außerhalb der alten Berliner Stadtmauern ab. Das Quartier hat sich in den letzten 100 Jahren massiv verändert. Als sich die ersten jüdischen Durchwanderer vor dem Ersten Weltkrieg hier niederließen oder Station machten, waren große Teile des ursprüngliche Scheunenviertels bereits abgerissen, um einem gewaltigen Theaterneubau Platz zu machen.³¹ Während und nach dem Krieg waren die engen Straßen unmittelbar westlich der Volksbühne für hohe Kriminalität und Prostitution berüchtigt. Die billigen Pensionen und geringen Mieten, aber auch die zentrale Lage zog viele jüdische Durchwanderer aus Osteuropa an. Das Scheunenviertel diente weniger als Wohnquartier, sondern vielmehr als Treffpunkt und erste Anlaufstelle für eintreffende Migranten, die auf der Reise nach Westen waren. Hier gab es koschere Restaurants, jüdische Buchläden und kleine Betstuben.³²

Vor dem Ersten Weltkrieg hatten die deutschen Behörden Einwanderung, insbesondere aus Osteuropa gezielt verhindert. Ausweisungen und Abschiebungen von Migranten sowie die harte Haltung des Staates erklären, warum vor 1914 nur relativ wenige osteuropäische Juden in Deutschland lebten. Nach dem Ersten Weltkrieg diente Berlin vielen Flüchtlingen aus Osteuropa als erster Zufluchtsort. Die militärischen Auseinandersetzungen über Grenzziehungen in Osteuropa und der russische Bürgerkrieg dauerten bis in die frühen 1920er Jahre an. Zahlreiche Juden fielen Pogromen zum Opfer und wurden vertrieben. 1921 schlossen die USA ihre Tore für die meisten Migranten aus Osteuropa, teilweise als Reaktion auf die Russische Revolution und aus Angst vor einer Welle armer jüdischer und anderer Flüchtlinge. Diese Konstellation zwang viele jüdische Flüchtlinge (aber auch Gegner der Bolschewiki) länger als geplant in Deutschland zu bleiben, bevor sie nach Paris, Palästina, in die Sowjetunion oder andere Destinationen weitermigrierten. Im Gegensatz zum Kaiserreich tolerierte die demokratische

Weimarer Republik Flüchtlinge und Migranten aus Osteuropa. Doch gerade in der Nachkriegszeit, vor dem Hintergrund politischer und sozialer Unruhen und der Hyperinflation, war Berlin durchaus kein ungefährlicher Ort für jüdische Durchwanderer aus Osteuropa.³³

Nach 1918 erlebte das Scheunenviertel seine Hochzeit als Zentrum einer disparaten jüdischen Gemeinschaft im Transit. Auch dieses Viertel war im Volksmund als Ghetto bekannt. Dabei war die jüdische Wohnbevölkerung sehr gering und die Durchwanderungsrate hoch; die meisten Juden lebten in anderen Stadtteilen.³⁴ Im Jahr 1927 verwarf der Journalist und Schriftsteller Joseph Roth die Bezeichnung „Ghetto“ für das Scheunenviertel, es sei vielmehr ein „jüdisches Viertel“ und ein elender Ort. Im Gegensatz zu Paris könne Berlin kulturelle Vielfalt nicht akzeptieren. In den frühen Jahren der Weimarer Republik waren die jüdischen Bewohner des Viertels antisemitischer Diskriminierung, sogar Gewalt ausgesetzt. Schikanen von Vertretern des Staates, wiederholte Verhaftungen, in einigen Fällen sogar Abschiebungen oder die Internierung in sogenannten Konzentrationslagern, und ständige wirtschaftliche Not gehörten zur Erfahrung der Scheunenviertelbewohner. Nach dem Januar 1933 vertrieben die neuen NS-Machthaber viele der jüdischen Bewohner des Viertels, die kleinen Geschäfte und Betstuben schlossen, und die kurze jüdische Geschichte des Scheunenviertels endete unvermittelt.³⁵

Während des Zweiten Weltkriegs blieb das Gebiet von Bomben weitgehend verschont. Nach 1945 lag es buchstäblich im Hinterhof der „Hauptstadt der DDR“. Viele Häuser verfielen und wurden schrittweise durch Plattenbauten ersetzt. Heute sind nur wenige Gebäude im Originalzustand erhalten. Schon vor dem Fall der Mauer wurde das Scheunenviertel wiederentdeckt. Eike Geisels „Im Scheunenviertel,“ eine Sammlung von Photos und Texten, die mehrfach wiederaufgelegt wurde, war ein Indiz für wachsendes Interesse an jüdischer Geschichte in einer nichtjüdischen Öffentlichkeit im Westteil von Berlin und in der Bundesrepublik. Die breite Auseinandersetzung mit dem Holocaust, die in den frühen 1980er Jahren einsetzte, bildete einen wichtigen Hintergrund.³⁶ Nach dem Fall der Mauer erlebte die Gegend eine Renaissance. Zahlreiche kleine Restaurants und Unternehmen siedelten sich in den Straßen der nahen Spandauer Vorstadt an; dazu kamen diverse kulturelle Angebote, nicht zuletzt der Aufstieg der Volksbühne zu einem der wichtigsten deutschsprachigen Theater in den 1990er Jahren.

Interessanterweise konzentriert sich die Aufmerksamkeit der meisten Besucher nicht auf die wenigen verbliebenen Straßen des Scheunenviertels,

sondern auf die Spandauer Vorstadt, wo es viele unmittelbar sichtbare Spuren jüdischen Lebens gibt – die Reste des ersten jüdischen Friedhofs von Berlin, der rekonstruierte Eingangsbereich der Neuen Synagoge (die nicht wiederaufgebaut wurde), eine wiedereröffnete jüdische Schule und das Gebäude der ehemaligen „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“. In der Spandauer Vorstadt befinden sich auch mehrere Holocaust-Gedenkorte. Am bekanntesten ist das „Missing House“ des französischen Erinnerungskünstlers Christian Boltanski in der Grossen Hamburger Straße. An den verbleibenden Außenwänden eines zerstörten Mietshauses markierte er auf Höhe der ehemaligen Wohnungen die Namen der früheren Mieter, darunter mehrere Opfer des Holocaust. Das Mahnmal versucht, die bleibende Leerstelle, die Holocaust und Krieg hinterlassen haben, im städtischen Raum sichtbar zu machen.³⁷ Für unvorbereitete Besucher ist im eigentlichen Scheunenviertel wenig zu entdecken, es ist in erster Linie ein Wohngebiet. Die vielen kleinen Laden- und Kellergeschäfte sind heute Wohnungen oder Büros. Es gibt keine sichtbaren Spuren der jüdischen Bewohner mehr. Aus diesem Grund ist das in der Imagination „rekonstruierte“ Scheunenviertel-„Ghetto“ mit seinen sichtbaren orthodoxen Juden, koscheren Restaurants und kleinen Buchläden buchstäblich in die Spandauer Vorstadt umgezogen – an einen Ort, der einen engen Bezug zur Berliner jüdischen Geschichte hat, aber so gut wie gar keinen zur Geschichte des kleinen „Ghettos“ der Zwischenkriegszeit. Einige Autoren konstruieren das Scheunenviertel sogar zu einem Shtetl (was es niemals war). Ein populärer Photoband mit dem Titel „Das Scheunenviertel. Spuren eines verlorenen Berlins“ beschreibt das Viertel als „magischen Ort“, an dem man angeblich „Shtetl Atmosphäre“ [sic] spüren kann.³⁸

Im Gegensatz zur Lower East Side basieren die jüdischen Attribute dieses Raumes in der Stadt primär auf der Perspektive von Nichtjuden. Die besondere Faszination des Viertels ist das Ergebnis einer spezifisch deutschen Wahrnehmung von jüdischem Leben und dessen systematischer Zerstörung. Die meisten Besucher sind nicht jüdisch. Die Gedenkorte in der Spandauer Vorstadt spiegeln verschiedene Perspektiven auf die durch den Mord an den europäischen Juden verursachte Leerstelle. Kein Stadtviertel in Berlin symbolisiert jüdisches Leben nach dem Holocaust für Nichtjuden und Juden so sehr wie das verpflanzte Scheunenviertel, in dem seit den 1930er Jahren keine Juden mehr leben.³⁹

Für die amerikanisch-jüdische Journalistin Ruth Ellen Gruber ist die Faszination mit Juden und Judentum (unter Nichtjuden) in Mittel- und Osteuropa eine Reaktion auf den Holocaust. Für sie ist die touristische

Vermarktung von Orten wie dem Berliner Scheunenviertel Teil einer „virtuellen jüdischen Kultur“, die von Nichtjuden für Nichtjuden konstruiert wird: „Der nichtjüdische Mainstream findet es meistens einfacher, sich mit toten als mit lebendigen Juden zu beschäftigen; Sachverhalte zu vereinfachen, exotisch zu machen, und aus einer historischen Distanz zu betrachten.“ Auch in den Augen des polnischen Soziologen Pawel Siewak besteht die Gefahr, dass jüdische Kultur „auf Symbole und Essen reduziert wird.“⁴⁰ Der „Scheunenviertel“-Mythos, die Romatisierung von „Ostjuden“ und die Wahrnehmung des Viertels als „magischer Ort“ entsprechen Grubers Definition von „virtual Jewishness“.

Bayerisches Viertel

Das „Bayerische Viertel“ ist selbst vielen Berlinern kein Begriff, obwohl dieses Quartier für die jüdische Geschichte Berlins weitaus repräsentativer ist als das kurzlebige Scheunenviertel. Vor 1933 lebten in den nach bayerischen Orten benannten Straßen der bürgerlichen Gegend im Bezirk Berlin-Schöneberg viele Berliner Juden. Die gut situierten und akkulturierten Bewohner waren indes für Außenstehende nicht oder kaum als Juden erkennbar. 1909 ließ die Berliner Jüdische Gemeinde eine kleine Synagoge im Bayerischen Viertel errichten. Doch wie so viele Berliner Synagogen errichtete man auch diese unauffällig im Hinterhof, abseits der Straße. Nur einzelne jüdische Bewohner, die zwischen 1933 und 1941 nicht emigrieren konnten, überlebten den Holocaust. Die meisten Häuser fielen dem Bombenhagel zum Opfer. Seit den 1950er Jahren dominieren moderne Mietshäuser, so dass die Vorkriegssituation kaum noch erkennbar ist. Die kleine Synagoge, die während der Reichspogromnacht geplündert aber nicht angezündet wurde, musste 1956 einem Wohngebäude weichen. Die Geschichte der jüdischen Bewohner geriet in Vergessenheit, bis die Bezirksversammlung von Schöneberg 1988 einen Wettbewerb für eine Holocaust-Gedenkstätte ausschrieb. Die 1993 eingeweihte Gedenkstätte versucht, die spezifisch jüdische Geschichte des Viertels sichtbar zu machen.⁴¹

Die Gedenkstätte breitet sich buchstäblich über das ganze Viertel aus. An vielen Laternenpfählen hängen Schilder mit realistischen und farbigen Zeichnungen aus dem Alltagsleben: etwa eine Katze, eine Uhr oder eine Parkbank. Die Bilder erwecken das Interesse mancher Passanten, weil sie offensichtlich keine Werbung sind, sondern einen anderen Zweck haben. Auf der Rückseite jedes Bildes findet sich ein kurzer Text, der sich auf das Bild bezieht: „Juden ist der Besitz von Haustieren untersagt, 15. Mai 1942“;

„Juden dürfen ihre Wohnungen nach 20 Uhr nicht verlassen (im Sommer 21 Uhr), 1. September 1939“; „Juden dürfen auf dem Bayerischen Platz nur die gelben Parkbänke benutzen, Bericht eines Augenzeugen, 1939“. Unter jedem Schild erläutert ein unauffälliger Text den Hintergrund.⁴²

Auch das Erinnerungs-Projekt im Bayerischen Viertel basiert auf einer nichtjüdischen Auseinandersetzung mit der Geschichte der gewaltsamen Zerstörung jüdischen Lebens. Die Gedenkstätte bezieht sich implizit und sehr effektiv auf die Leerstelle, indem sie den graduellen Prozess der Zerstörung illustriert: Die Prozesse der Stigmatisierung, der staatlichen Diskriminierung und erzwungenen Marginalisierung, Verfolgung und Deportation der jüdischen Bewohner des Viertels werden explizit thematisiert. Die Verteilung der Schilder im ganzen Viertel macht den ehemaligen „jüdischen“ Raum sichtbar; die Schilder demarkieren das Bayerische Viertel von umgebenden Quartieren. Im Gegensatz zu vielen anderen Gedenkorten, die häufig an zentralen Orten platziert werden und von den meisten Passanten ignoriert werden, konfrontiert diese Gedenkstätte die Passantin oder den Passanten und regt zur Auseinandersetzung mit der Bedeutung der Illustrationen und der von NS-Bürokraten formulierten Verbote an. „Jüdischer“ Raum hat in diesem Kontext eine sehr spezifische Bedeutung. Im Gegensatz zur Rekonstruktion virtueller jüdischer Lebenswelten im Scheunenviertel illustriert die Gedenkstätte im Bayerischen Viertel die Bedeutung des Begriffes Vergangenheitsbewältigung, indem sie die einzelnen Erlasse und Gesetze aufgreift, die zur systematischen Vertreibung der jüdischen Nachbarn führten und vielfach zu ihrer Ermordung.

Zusammenfassung

Der Vergleich von drei ehemals „jüdischen“ Stadtvierteln demonstriert, dass als „jüdisch“ bezeichnete Orte und Räume sowie Begriffe wie „Ghetto“ und „Shtetl“ durch ihren spezifischen historischen Kontext bestimmt werden und dass es wichtig ist zu differenzieren, wer das Attribut „jüdisch“ zuschreibt und unter welchen Bedingungen. Alle drei Viertel waren einstmalig Teil der jüdischen Diaspora-Erfahrung, aber als Stadtviertel-Gedenkorte sind sie in sehr unterschiedlichen Sinnzusammenhängen angesiedelt. Die Lower East Side war um 1900 das größte und bekannteste jüdische Einwandererviertel in Amerika; das Berliner Scheunenviertel war eine sehr viel kleinere und kurzlebige Durchgangsstation für jüdische Flüchtlinge und Migranten aus Osteuropa in den 1920er Jahren; und das Bayerische Viertel war ein typisches bürgerliches Stadtviertel mit einem vergleichsweise hohen Anteil an jüdischen

Bewohnern. Während Juden schrittweise aus der Lower East Side wegzogen, wurden Juden in Berlin gewaltsam aus beiden Vierteln vertrieben.

Heute sind die Unterschiede noch ausgeprägter: An der Lower East Side überlappen sich zwei Gedächtnisse, ein jüdisches und ein amerikanisches. Die Lower East Side repräsentiert für amerikanische Juden als Gruppe einen wirkungsmächtigen Ursprungsmythos. Gleichzeitig erinnert das Viertel viele Amerikaner, ähnlich wie das Gedenkmuseum Ellis Island, an die Geschichte der Masseneinwanderung aus Europa um 1900; das thematisiert vor allem das Tenement Museum. Die Lower East Side ist für amerikanische Juden ein symbolisches Bindeglied zu einem anderen „jüdischen Ort“, der nur in der Erinnerung existiert, dem Shtetl. Das Bild des Shtetl, das wie die Lower East Side ein Ort jüdischen Lebens war, wird ebenfalls als ein verllorener Ursprungsort gesehen. Während die Geschichte des Shtetl vom Holocaust überschattet wird, gilt das nur indirekt für die Lower East Side: Die Juden, die zwischen 1870 und den 1920er Jahren aus Europa nach Amerika kamen – oft aus dem Shtetl –, sind (im Rückblick) dem Holocaust entkommen.⁴³

Das jüdische Attribut wird der Lower East Side von amerikanischen Juden zugeschrieben. In Berlin sind es dagegen nichtjüdische Deutsche, welche die jüdische Geschichte des Scheunenviertels und des Bayerischen Viertels wiederentdeckt haben. Letzteres ist ausdrücklich eine Holocaust-Gedenkstätte. Der Zweck ist es vor allem nichtjüdische Passanten auf das Schicksal der ehemaligen jüdischen Bewohner des Viertels aufmerksam zu machen. Das jüdische Attribut dieses Quartiers ist daher der Prozess der Auseinandersetzung mit der zunächst nicht sichtbaren Leerstelle. Die Erinnerung an den Holocaust spielt auch im Scheunenviertel und der Spandauer Vorstadt eine wichtige Rolle. Die wenigen verbleibenden Straßen des eigentlichen Scheunenviertels werden indes von den meisten Besuchern nicht wahrgenommen. Das kleine „Shtetl“ der 1920er Jahre mit seiner sichtbar jüdischen Bevölkerung ist in die Spandauer Vorstadt verpflanzt worden, auch weil es hier erkennbare Spuren jüdischen Lebens gibt. Ähnlich wie im historisch weitaus bedeutenderen Kazimierz-Viertel in Krakau oder im ehemaligen Prager Ghetto definiert für die meisten Besucher ein nostalgischer Mythos, der eher wenig mit der jüdischen Geschichte zu tun hat, diesen Ort. Allein das Berliner Beispiel demonstriert die großen Unterschiede in der Zuschreibung jüdischer Attribute im städtischen Raum.

Anmerkungen

¹ Dieser Beitrag ist eine aktualisierte und überarbeitete Fassung von: Tobias Brinkmann, *Neighborhood Memorials: „Jewish“ Space in New York and Berlin*, in: *Taking Up Space: New Approaches to American History*, ed. Christoph Ribbat, Anke Ortlepp (Trier: wvt-Verlag, 2004), 123-138.

² *Remembering the Lower East Side: American Jewish Reflections*, hg. Hasia R. Diner, Jeffrey Shandler, Beth Wenger (Bloomington: Indiana University Press, 2000); Hasia R. Diner, *Lower East Side Memories* (Princeton: Princeton University Press, 2000); Ruth Ellen Gruber, *Virtually Jewish: Reinventing Jewish Culture in Europe* (Berkeley: University of California Press, 2002); Eike Geisel, *Im Scheunenviertel: Bilder, Texte, Dokumente* (Berlin: Siedler, 1981); *Orte des Erinnerns*, ed. Kunstamt Schöneberg, Vol. 1: *Das Denkmal im Bayerischen Viertel* (Berlin: Edition Hentrich, 1994).

³ Prominente Beispiele sind der jüdische Philosoph Maimonides oder die jüdische Kauffrau Glückel von Hameln; siehe auch: *The Jews and the Expansion of Europe to the West 1450 to 1800*, ed. Paolo Bernardini and Norman Fiering (New York: Berghahn, 2001).

⁴ Thomas Sowell, *Migrations and Cultures: A World View* (New York: Basic Books, 1996), 235; Robin Cohen, *Global Diasporas: An Introduction* (Seattle: University of Washington Press, 1997), 1-29.

⁵ Zur metaphorischen Übertragung von biblischen Orten und Erfahrungen in Amerika: Diner, *Lower East Side* 20.

⁶ Joachim Schlör, „Jüdische Siedlungsformen: Überlegungen zu ihrer Bedeutung“, *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa*, ed. Hiltrud Wallenborn et alii, Bd. 2 (Darmstadt: Primus Verlag, 2001) 29-47.

⁷ Eva Hoffman, *Shtetl: The Life and Death of a Small Town and the World of Polish Jews* (New York: Houghton Mifflin, 1998); Yaffa Eliach, *There Once Was a World: A Nine-Hundred-Year Chronicle of the Shtetl of Eishyshok* (New York: Little Brown & Co, 1999); Steven J. Zipperstein, *Imagining Russian Jewry: Memory, History, Identity* (Seattle: University of Washington Press, 1999); *The Shtetl Image and Reality: Papers on the Second Mendel Friedman International Conference on Yiddish*, ed. Gennady Estrakh and Mikhail Krutikov (Oxford: European Humanities Research Centre, 2000); *The Shtetl: New Evaluations*, ed. Steven Katz (New York: New York University Press, 2007); zur Amerikanisierung von *Fiddler on the Roof*: Eli Lederhandler, *New York Jews and the Decline of Urban Ethnicity, 1950-1970* (Syracuse: Syracuse University Press, 2001), 66-67.

⁸ <http://www.ibiblio.org/yiddish/shtetl.html> (10 December 2007); die Seite <http://www.pbs.org/wgbh/pages/frontline/shtetl/> (10 December 2007) gibt Informationen zum Dokumentarfilm „Shtetl“, den der amerikanische

öffentlich-rechtliche Kanal PBS am 17. April 1996 ausgestrahlt hat; im Zentrum steht der Untergang des Shtetl im Holocaust.

⁹ Zum Projekt des Shtetl Museums in Israel: www.shtetlfoundation.org (10. Dezember 2007); zum Hintergrund: Jerusalem Post, 18. Februar 2000.

¹⁰ Steven E. Aschheim, *Brothers and Strangers: The East European Jew in German and German Jewish Consciousness 1800-1923* (Madison: University of Wisconsin Press, 1982), 80-99, 185-214, 205-206.

¹¹ Richard I. Cohen, *Jewish Icons: Art and Society in Modern Europe* (Berkeley: University of California Press, 1998), 157.

¹² Schlör, *Jüdische Siedlungsformen*, 37-39; The Jews of Early Modern Venice, ed. Benjamin Ravid, Robert C. Davis (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2001); Lois Dubin, *The Port Jews of Habsburg Trieste: Absolutist Politics and Enlightenment Culture* (Stanford: Stanford University Press, 1999), 139-148.

¹³ Aschheim, *Brothers and Strangers*, 5.

¹⁴ Cohen, *Jewish Icons*, 155-185.

¹⁵ Joseph Stolz, „Our Chicago Ghetto”, *Reform Advocate* (Chicago), 6. Mai 1893.

¹⁶ Aschheim, *Brothers and Strangers*, 5.

¹⁷ Tobias Brinkmann, *Von der Gemeinde zur ‘Community’: Jüdische Einwanderer in Chicago 1840-1900* (Osnabrück: Universitätsverlag Rasch, 2002), 357-365.

¹⁸ Louis Wirth, *The Ghetto* (Chicago: University of Chicago Press, 1928), 226; Jeffrey Gurock, „Time, Place and Movement in Immigrant Jewish Historiography”, *Scholars and Scholarship: The Interaction Between Judaism and Other Cultures*, ed. Leo Landmann, (New York: Michael Scharf Publication Trust of the Yeshiva University Press, 1990), 169-185.

¹⁹ Jeffrey Gurock, *When Harlem was Jewish 1870-1930* (New York: Columbia University Press, 1979); Gurock, *Time, Place and Movement*, 169-185; Beth Wenger, *New York Jews and the Great Depression: Uncertain Promise* (New Haven: Yale University Press, 1996), 80-102.

²⁰ Moses Rischin, „Toward the Onomastics of the Great New York Ghetto: How the Lower East Side Got Its Name”, *Remembering the Lower East Side*, 15.

²¹ *Ibid.*, 17.

²² Wenger, *New York Jews and the Great Depression*, 83; Diner, *Lower East Side Memories*, 44-46.

²³ Seth Kamil, „Tripping Down Memory Lane: Walking Tours on the Jewish Lower East Side”, in *Remembering the Lower East Side*, 226-240.

²⁴ David Kaufman, „Constructions of Memory: The Synagogues of the Lower East Side”, in *Remembering the Lower East Side*, 116, 133; Moses Rischin’s

Studie *The Promised City: New York's Jews 1870-1914* (Cambridge: Harvard University Press, 1962) war ein frühes Indiz für das wachsende Interesse an der jüdischen Geschichte der Lower East Side.

²⁵ Eve Jochnowitz, „Send a Salami to Your Boy in the Army’: Sites of Jewish Memory and Identity at Lower East Side Restaurants”, in *Remembering the Lower East Side*, 212-225.

²⁶ Diner, *Lower East Side Memories*, 119-120.

²⁷ Jack Kugelmass, „Turfig the Slum: New York City’s Tenement Museum and the Politics of Memory”, in *Remembering the Lower East Side*, 193-194.

²⁸ Kamil, „Tripping Down Memory Lane”, 226-240; Diner, *Lower East Side Memories*, 12-13.

²⁹ Lederhandler, *New York Jews*, 67; Irving Howe, *World of Our Fathers: The Journey of the East European Jews to America and the Life they Found and Made* (New York: Simon and Schuster, 1976).

³⁰ Siehe: *Jewish Life in Berlin*, http://www.berlinwalks.com/tours_jewishlife.html (10. Januar 2008); *Jüdische Orte*, <http://www.unwrapping-history.de> (10. Januar 2008).

³¹ Geisel, *Im Scheunenviertel*, 12.

³² Joseph Roth, *Juden auf Wanderschaft* (Berlin: Die Schmiede, 1927), 65.

³³ Tobias Brinkmann, *Topographien der Migration – Jüdische Durchwanderung in Berlin nach 1918 in Synchrone Welten – Zeitenräume jüdischer Geschichte*, ed. Dan Diner (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005), 175-198.

³⁴ Geisel, *Im Scheunenviertel*, 50-53; Michael Brenner, „Zwischen Ost und West: Berlin als Zentrum jüdischer Kultur in der Weimarer Republik“, in *Jüdische Geschichte in Berlin: Essays und Studien*, ed. Reinhard Rürup (Berlin: Edition Hentrich, 1995), 208; Gabriel Alexander, „Die jüdische Bevölkerung Berlins in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts: Demographische und wirtschaftliche Entwicklungen”, *Jüdische Geschichte in Berlin*, 121, 126-127.

³⁵ Trude Maurer, *Ostjuden in Deutschland 1918-1933* (Hamburg: Christians, 1986) 324-435; David Clay Large, „’Out with the Ostjuden’: The Scheunenviertel Riots in Berlin, November 1923”, in *Exclusionary Violence: Antisemitic Riots in Modern German History*, ed. Christhard Hoffmann et al. (Ann Arbor: University of Michigan Press, 2002), 123-140.

³⁶ Charles Maier, *The Unmasterable Past: History, Holocaust, and National German Identity* (Cambridge: Harvard University Press 1988).

³⁷ *Aufbau* (New York), 20. April 2000.

³⁸ Thomas Raschke, *Das Scheunenviertel. Spuren eines verlorenen Berlins* (Berlin: Haude und Spener, 1999); siehe auch den auf einem Roman von Joseph Roth basierenden Film: *Das Spinnennetz*, dir. Bernhard Wicki, perf.

Ulrich Mühe, Klaus Maria Brandauer, Armin Mueller-Stahl, P/S Provobis, Beta/ZDF, ORF, RAI-Due, TVE, 1989.

³⁹ 'Tuet auf die Pforten': Die Neue Synagoge 1866-1995, hg. Hermann Simon (Berlin: Stiftung Neue Synagoge Berlin, Centrum Judaicum, Museumspädagogischer Dienst, 1995).

⁴⁰ Gruber, *Virtually Jewish*, 236.

⁴¹ Orte des Erinnerns, 170-188; 1933 waren 7,4% aller Bewohner von Berlin-Schöneberg (dem Bezirk des Bayerischen Viertels) jüdisch, die Zahl für ganz Berlin war 4%, für Deutschland 1%; Synagogen in Berlin: Zur Geschichte einer Zerstörung, hg. Harold Hammer-Schenk (Berlin: Arenhövel, 1983).

⁴² *Ibid.*, 53-70.

⁴³ Daniel Mendelsohn, „What Happened to Uncle Shmiel?“, *New York Times Magazine*, 4. Juli 2002

Prof. Dr. Angelika Hoffmann-Maxis

Marcel Proust, die Erinnerung und das Buch / die Bücher

Es gehört zu den weitgehend unumstößlichen Usancen der scientific community, dass Wissenschaftler über ihre Gegenstände und nicht über sich selbst sprechen. Versucht man auf wissenschaftlichem Wege eine Annäherung an den besonderen Gegenstand Marcel Proust, ergeben sich freilich im Hinblick auf eigene Erinnerungen Lizenzen, die wahrzunehmen ich nicht zögere. Meine Begegnung mit dem Hauptwerk von Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, fand unter denkbar schlechten Bedingungen statt, war ich doch, nach einem Studienjahr in Frankreich, von Seminararbeiten übersättigt und durch permanente Prüfungen überarbeitet, kurz: mit meinen Kräften am Ende. Zusammen mit einem Kommilitonen plante ich einen Urlaub in einer der entlegensten Gegenden Frankreichs, den Cevennen, und auf seine Frage, was er denn zu lesen mitnehmen solle – da es dort unten in freier Natur keine Buchhandlung geben würde – erwiderte ich: gar nichts, denn bereits der Gedanke ans Lesen bereitete mir physische Übelkeit. (Es handelte sich übrigens um ein Studium der Komparatistik). Er werde aber, so meinte der Kommilitone, für alle Fälle etwas einpacken; wie er mich kenne, werde es mich doch nach Lektüre verlangen. Und so kam es denn auch. Unter einem Baum sitzend, an seinen Stamm gelehnt, schlug ich, nicht ohne Bedenken, das Buch auf, das der Kommilitone für mich mitgenommen hatte:

Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen. Manchmal, die Kerze war kaum gelöscht, fielen mir die Augen so rasch zu, dass keine Zeit blieb, mir zu sagen: Ich schlafe ein. Und eine halbe Stunde später weckte mich der Gedanke, dass es Zeit sei, den Schlaf zu suchen; ich wollte das Buch fortlegen, das ich noch in Händen zu halten wähnte, und das Licht ausblasen; im Schlaf hatte ich weiter über das Gelesene nachgedacht, dieses Nachdenken aber hatte eine eigentümliche Wendung genommen: mir war, als sei ich selbst es, wovon das Buch sprach [...].¹

Bei mir war alle Müdigkeit, aller Widerwille gegen das Lesen verfliegen. Den Baum wüsste ich nicht mehr zu finden, das Buch aber, Objekt einer fortdauernden Faszination, besitze ich heute noch und finde immer wieder Zeit und Gelegenheit, den Text gerade in dieser Ausgabe zu lesen, obwohl es wissenschaftlich gesehen längst eine viel bessere gibt. Aber das ist eben nicht mein Buch ...

Mit den zitierten Zeilen setzt Prousts Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ein, um erst etwa dreitausend Seiten später zu enden – offenbar braucht die Suche nach der verlorenen Zeit ihrerseits Zeit. Ein eigenartiger Beginn, wie man zugeben muss, der einen vielleicht etwas gestörten, jedenfalls aber verstörenden Ich-Erzähler einführt, denn durch den Gedanken aufzuwachen, dass es an der Zeit sei, einzuschlafen, ist nicht eben üblich. Doch hat diese Passage Hintersinn. Die Erinnerung nämlich, dass man geschlafen habe, fehlt, während die Erinnerung an das vor dem Einschlafen gelesene Buch gegenwärtig bleibt. Der erste Gegenstand der Erinnerung ist nicht, wie es nahe läge, das Schlafen, sondern ein Buch bzw. dessen Inhalt. Der weitere Schritt führt zu einem wiederum merkwürdigen Eindruck – dass es nämlich der Leser/ Erzähler selbst sei, von dem das Buch handelte. In dieser scheinbar beiläufigen Bemerkung steckt, wie ich hoffe, zeigen zu können, die ganze Geschichte von Prousts Roman der Erinnerung: Das Buch, das ich lese oder soeben las, handelt von mir. Fast erübrigt es sich hinzuzufügen, dass auch mein damaliger und noch recht diffuser Eindruck, nachdem ich die ersten 45 Seiten des Romans gelesen hatte, sich in derselben Weise resümieren lässt: Es geht in diesem Buch um mich.

Am Ende dieser ersten 45 Seiten steht eine Passage, die Proust berühmt machte. *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist den meisten seiner Leser und auch solchen, die den Roman nie lasen, vor allem durch eines in Erinnerung: den Bericht nämlich, wie der Erzähler, dem bis auf wenige, zumeist traumatisch besetzte Spuren die Erinnerung an seine Kindheit abhanden kam, diese plötzlich in ihrem ganzen Reichtum wieder findet. Als er an einem Winterabend durchgefroren nach Hause kommt, bereitet ihm seine Mutter eine Tasse Tee; er tunkt in das heiße Getränk jenes zarte und etwas krümelige Eiergebäck, das auch im Deutschen als Madeleine bekannt ist und das die Form einer Jakobsmuschel hat. Wie von Zauberhand entsteht nun vor dem inneren Auge des Erzählers das vollständige Bild Combrays, jenes Ortes, an dem er die schönsten Wochen seiner Kindheit verbrachte: die Zeit der Ferien.

Die Szene, mit einer Alltagssituation beginnend, ist eine Schlüsselstelle mit sich buchstäblich eröffnenden Perspektiven und von daher auch zu recht mit

den Ehren eines Anthologiestückes versehen – sie kennt in Frankreich jeder. Was aber geschieht hier eigentlich? Um die Bedeutung der Madeleine-Episode einschätzen zu können, muss dem Leser im Gedächtnis sein, was vorher als Erinnerung an den Ort der Kindheit, Combray, zur Verfügung stand. Ich benutze bewusst diese sehr technische Formulierung (,zur Verfügung stehen'), weil Combray in der Form der so genannten willkürlichen Erinnerung den Charakter eines Fragments, die Qualität eines Traumas hat. Denn nur eine Szene blieb in Erinnerung: Wenn der Nachbar Swann zu Besuch kam, musste der Knabe – nennen wir ihn, wie in der Proustforschung üblich, ‚Marcel' – ohne den Gute-Nacht-Kuss seiner Mutter zu Bett gehen. Was als Bild von Combray übrig blieb, sind nur die Räume, in denen sich der Besucher aufhält, die Treppe, die der Knabe à contre cœur, also buchstäblich gegen sein Herz, hinaufsteigen muss, und das nun ohne die Mutter einsame Schlafzimmer, in dem das Kind einschlafen soll ohne das Viatikum des Gute-Nacht-Kusses – „mit einem Wort, es handelte sich nur um die immer zum gleichen Zeitpunkt betrachtete, von allen Dingen der Umgebung losgelöste, für sich allein auf dem dunklen Hintergrund sichtbare, allernotwendigste Dekoration (...) für das Drama meines abendlichen Entkleidens; es war, als habe ganz Combray nur aus zwei durch eine schmale Treppe verbundenen Stockwerken bestanden und als sei es dort immer und ewig sieben Uhr abends gewesen.“⁴²

Dies ist kein Bild der Kindheit, keine Atmosphäre von Ferien und schon gar kein vollständiges Tableau eines, sei es noch so kleinen, Ortes. Die Ferien sind erlebnisvoller, der Ort ist üppiger, reicher, die Zeit länger und komplexer. Doch wie lässt sich, was offenbar dem Vergessen anheim fiel, aus den Tiefen der Verborgenheit wieder heben? Durch eine Erinnerung, die bei Proust *mémoire involontaire*, unwillkürliche Erinnerung heißt, und die, scheinbar banales Detail, durch eine Tasse Tee und eine Madeleine zur Entfaltung kommt. Das in Tee getunkte Gebäck nämlich pflegte die Großtante Léonie in Combray dem Knaben zu reichen, und die analoge Geschmacksempfindung, durch eine lange Beschreibung in allen olfaktorischen und psychologischen Nuancen geschildert, lässt, in einem Paroxysmus von Sensualität und Innerlichkeit, Combray wiedererstehen: „ganz Combray und seine Umgebung, all das, was nun Form und Festigkeit annahm, Stadt und Gärten, stieg aus meiner Tasse Tee.“⁴³ War es, durch die willentliche Erinnerung bereit gehalten, nur ein Teil von Combray gewesen, der die Zeiten überdauert hatte, ist es nun das Städtchen in seiner erfahrungsgesättigten Gesamtheit, das aus der Tasse Tee aufsteigt und die Erinnerung mit der Fülle des Erlebten speist. Über nicht weniger als fünf Seiten wird das Ereignis, wie ganz Combray aus der Tiefe des Vergessens wieder hervor steigt, beschrieben. Warum ist es überhaupt, könnte ein sachlich orientierter Mensch fragen, ein Wissenschaftler zum Beispiel,

wichtig für diesen Roman, dass Combray wiederersteht? Vollzieht sich in den Ferien so Bedeutsames, dass es, mit allen Signalen des Wesentlichen versehen, viel später wieder ins Gedächtnis gerufen werden muss?

Die Antwort ist relativ einfach. Wie „tout Combray“ aus der Tasse Tee, entsteht aus Combray der ganze Roman. Es vollzieht sich hier nicht weniger als die Geburt eines Textes aus der Topographie. Denn alle wichtigen Figuren und zahlreiche Motive von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* sind im Ort der Kindheit bereits angelegt, so dass er als Keimzelle, als Reservoir des Romans fungiert. Swann, der abendliche Besucher, wird zum Protagonisten eines eigenen Romankapitels, Eine Liebe von Swann, Vinteuil, der Komponist, dessen Werke sowohl für Swann als auch für ‚Marcel‘ später wichtig werden, lebt als Klavierlehrer in Combray, der Baron de Charlus, Mitglied der später von ‚Marcel‘ frequentierten alten Adelsfamilie der Guermantes, ist Gast in Combray. Doch nicht nur Personen, auch Gebäude, Gärten, Landschaften Combrays wirken im Roman weiter und schaffen von Anbeginn an eine Atmosphäre, deren Charme sich auf andere Orte ausdehnt. Die Kirche von Combray wird zum Paradigma aller Kirchen des Romans, die in der Umgebung der ländlichen Kleinstadt vorhandenen Gärten und Landschaften schreiben sich im Text fort, die frühen Bilder konstituieren im Weiteren die piktorale Ebene des Romans, die erste Lektüre schließlich, François le Champi von George Sand, findet man am Ende des Romans wieder.

Combray ist nicht nur narrativ, sondern auch entstehungsgeschichtlich die Keimzelle des Romans, denn Proust schrieb zuerst den Anfang, sodann, befremdlicherweise, gleich das Ende. Was dazwischen steht, trat später dazu und zog die ursprünglichen Kapitel immer weiter auseinander. Die *mémoire involontaire* ruft aber nicht nur Combray wieder aus dem Vergessen hervor, sondern bildet auch poetologisch den Kern und Grund des Romans. Proust entwickelt nämlich an dieser Stelle eine Poetik der Analogie, die auf einer sensuellen Empfindung basiert. Die Szene im winterlichen Paris und die Szene im frühlingshaften Combray stehen, beide mit der Madeleine verbunden, in einem Verhältnis der Analogie, und eben diese ist es, die Prousts ausgedehnten Roman als ein System von Beziehungen gestaltet. In nahezu jedem Bild, jeder Szene ist eine andere mitgedacht oder besser: mit erinnert. So muss zunächst Combray erneut erstehen, weil aus ihm der Roman entstehen wird. Erst die umfassende, authentische Erinnerung führt ohne traumatischen Druck zurück in die Vergangenheit; sie weist aber auch den Weg in die Zukunft, welche am Ende die Konzeption eines Romans herbeiführt, über den man spekulieren darf, ob es jener ist, den man soeben las. Wir haben es hier mit einem Paradox zu tun: Die in ihrer Totalität und ihrem Erfahrungsreichtum wieder gefundene

Vergangenheit gerät zur Bedingung für eine erfüllte, mit Sinn versehene Zukunft. Aus der Titel gebenden verlorenen Zeit entsteht am Ende, nach einer erneuten, diesmal gehäuften Erfahrung der *mémoire involontaire*, die wieder gefundene Zeit.

Combray, die Keimzelle des Romans, ist auch der Ort der ersten Lektüren sowie, wichtiger, der Schauplatz eines ersten Schreibversuchs. In die Erzählung von den Ereignissen der Kindheit und frühen Jugend ist, Prosagedicht in einem narrativen Text, eine Passage eingelassen, die ‚Marcel‘ verfasst, indem er aus einer fahrenden Kutsche heraus jene verschiedenen Ansichten beschreibt, zu denen sich drei Kirchtürme in unterschiedlichen Perspektiven gruppieren. Durch den ganzen Roman hindurch, auch wenn ‚Marcel‘ sich immer mehr ins Gesellschaftsleben begibt oder eine sehr belastete Liebesbeziehung zu Albertine eingeht und durchlebt, verfolgt er den Plan, Schriftsteller zu werden. Als eines Tages jener schon in Combray entstandene Text im *Figaro* erscheint, glaubt er sich seinem Ziel näher, erreicht es freilich zunächst nicht. Der autobiographische Hintergrund im Sinne einer *biographie littéraire* ist vor allem an dieser Stelle greifbar, hatte doch Proust mit einem Buch die literarische Bühne betreten, das hauptsächlich Prosagedichte enthält: *Les plaisirs et les jours*, in der deutschen Übersetzung *Tage der Freuden*. Auch lag schon ein Romanversuch hinter ihm, der die Lebensgeschichte eines Jean Santeuil genannten Jungen schildert, ohne freilich zu einer narrativen Ordnung noch gar zu einem poetologischen Konzept zu gelangen. Was Proust auf losen Blättern in Kartons hinterließ, ist eine Sammlung von Lebens-Episoden, die aus dem beliebig scheinenden Geschehen nicht zur Geschichte finden. Das generelle Problem von Autobiographien und Memoirenwerken, aus bloßen Ereignissen eine Sinnstruktur zu gewinnen, statt im bloß Anekdotischen zu verharren, vermochte Proust in seinem ersten Romanversuch noch nicht zu lösen.

Was macht nun den Unterschied zwischen Prousts frühen Schreibversuchen und dem dann folgenden großen Werk aus? Hier muss der Name eines Proust-Forschers genannt werden: Hans Robert Jauss zeigte auf, dass in nichts anderem als dem Konzept der Erinnerung die Differenz zwischen Früh- und Spät- bzw. Hauptwerk besteht. Der große Roman, mit dem Proust nicht nur sein Werk, sondern auch sein Leben beschloss, so dass das letzte Wort, „fin“, auch den Tod des Autors bedeutet, setzt sich nicht aus einer Abfolge von poetischen Momenten im Sinne der Madeleine-Episode zusammen, ist auch nicht einfach der Bericht über die Stationen eines Lebens; vielmehr geht es in der Recherche darum, dem Roman Natur und Struktur der Erinnerung zu verleihen. Diese Intention, beim Autor von Anfang an vorhanden, eröffnet

sich dem Protagonisten ‚Marcel‘, der am Ende beschließt, einen Roman zu schreiben, mit der Plötzlichkeit einer Epiphanie. Hatte er vorher bis zur Verzweiflung nach einem Stoff für sein Werk gesucht, erkennt er am Schluss, dass nichts anderes als das eigene Leben, repräsentiert im Modus der Erinnerung, das Thema seines Werkes sein muss.

Der Roman, dessen Anfang wir soeben hörten und betrachteten, endet mit der entschieden formulierten Absicht, die Geschichte des eigenen Lebens zu erzählen, so wie es, hervorgerufen durch die unwillentliche Erinnerung, sich schließlich vergegenwärtigt, obwohl es de facto zum größten Teil längst vergangen ist. Ja, es gilt, sich zu beeilen, denn es droht der Tod des Protagonisten und damit das vorzeitige Ende des Werkes. Der Text, den die Figur des Anfangs, der soeben wieder erwachte Schläfer, vor dem Einschlafen gelesen hatte, ist, als Projektion in die Zukunft betrachtet, nichts anderes als der Roman selbst, den der Leser soeben begonnen hat zu lesen. Diese zugegeben kühne Lesart basiert auf einer nicht minder kühnen gedanklichen Konstruktion, denn wäre der gelesene Text mit Prousts Roman identisch, müsste der Schläfer des Anfangs als eine Mischung aus Erzähler und Autor verstanden werden, eine hybride Figur mithin, die zugleich auch die Romanfiktion in Frage stellt oder zumindest der Reflexion überantwortet.

Soviel ist bisher klar: Aus den Szenen der *mémoire involontaire* lässt sich kein Dreitausend-Seiten-Roman gewinnen, aus dem Geschehen eines Lebens noch keine Geschichte. Was also muss passieren, damit es überhaupt zu einem Roman, zu diesem Roman kommen kann? Der Text braucht ein poetisches Verfahren, mit dessen Hilfe die Geschichte eines Leben nicht nur erzählt, sondern auch gestaltet werden kann. Doch worin besteht dieses Verfahren? Ich möchte es, in der hier notwendigen Kürze, an einem Beispiel, der Musikgestaltung in Prousts *Recherche*, verdeutlichen. Swann, der Nachbar in Combray, ist der Protagonist eines Romankapitels, das chronologisch dem eigentlich Erzählten, dem Leben ‚Marcel‘, vorausgeht. Er lernt, wie „Eine Liebe von Swann“ darstellt, eine Frau kennen, in die er sich verliebt, freilich ganz im Zeichen der Kunst. Odette de Crécy ähnelt einem Gemälde, der *Sephora* von Botticelli, und er lernt sie kennen im Zusammenhang mit einer Komposition von Vinteuil, dem Klavierlehrer aus Combray. Als im Salon Verdurin, wo beide, Swann und Odette, verkehren, ein Konzert gegeben wird, erfolgt nicht, wie man erwartet, die Beschreibung der unmittelbar erklingenden Musik; vielmehr wird dargestellt, wie Swann sich daran erinnert, dieses Stück bereits gehört zu haben, und in der Erinnerung der Figur wird es denn auch beschrieben – auf freilich besondere Weise. Denn Swann erkennt darin eine Melodie, die immer wiederkehrt und in die er sich schließlich regelrecht

verliebt. Wenn ich sage: immer wiederkehrt, impliziert dies zweierlei. Die Wiederkehr ist das Prinzip selbst der Analogie, das Wiedererkennen basiert auf dem Prinzip der Individualität. Leider mangelt es an Zeit, meine Damen und Herren, Ihnen diese Passage, ein Meisterwerk Proustscher Prosa, zu zitieren, denn wir überwinden jetzt in einem Riesenschritt zweitausend Seiten des Romans und gelangen zu einem anderen Werk von Vinteuil, diesmal gehört von ‚Marcel‘. War schon Swann beim Hören der Sonate von Vinteuil ein Sich-Erinnernder, spielt die Erinnerung für das Septett eine noch viel komplexere Rolle. Zunächst vermeint ‚Marcel‘, die Sonate zu hören, ist doch das aufgeführte Werk dieser sehr ähnlich. Man erkennt erneut das Prinzip der Analogie. Doch es handelt sich um ein späteres, ja eigentlich erst postum in dieser Form entstandenes Werk, ein Septett, das aus hinterlassenen Aufzeichnungen Vinteuils zusammengestellt und ediert wurde. Um Ihnen eine Vorstellung von Prousts Prosa zu geben, zitiere ich ausführlich aus der Beschreibung dieses Werkes:

Während die Sonate sich in einem ländlichen lilienhaften Morgengrauen auftrat und ihre leichte Reinheit aufsprühen ließ, um sich dann an das zarte und doch stofflich dichte Blättergewirr einer dörflichen Geißblattlaube vor weißen Geranien zu heften, begann das neue Werk mit ebenmäßigen, glatten Flächen, gleich denen des Meeres an einem Gewittermorgen, in schriller Stille und unendlicher Leere, und um sich allmählich vor mir aufzubauen, löste sich diese neue Welt aus der Stille und der Nacht in den Farben der Morgenröte. Ein völlig neues Rot, das der zärtlichen, ländlichen und unschuldigen Sonate völlig fehlte, färbte den ganzen Himmel gleich der Morgenröte mit einer geheimnisvollen Hoffnung. Und ein Sang durchbrach schon die Luft, ein Sang aus sieben Tönen, so denkbar unbekannt, so fern von allem, was ich mir je vorgestellt hätte, unsagbar und überdeutlich zugleich, nicht mehr das Taubengurren aus der Sonate, sondern die Luft zerreißend mit der Heftigkeit seiner roten Tönung, die den Beginn schon umspülte, etwas wie ein mystischer Hahnenschrei, ein ganz unsagbarer, aber überscharfer Appell des ewigen Morgens.⁴

Doch mit dieser Beschreibung, die, ohne detailverliebt zu sein, die Einzelheiten des Werkes, seine je individuelle Besonderheit zu erfassen sucht, ist die Beschäftigung mit Vinteuils Septett noch lange nicht ans Ende gelangt. Was sich dem Hörer in diesem Zusammenhang erschließt, ist die Individualität großer Kunst, die Wiedererkennbarkeit der Werke eines Komponisten, eines Malers oder eben auch: eines Schriftstellers. Kunst gerät zum Beweis für die individuelle Existenz der Seele. Jenes Wiedererkennen ist ein erneuter

Hinweis auf Prousts Poetik der Analogie, auf die wir schon am Anfang stießen. Doch da es Analogien in vielen Bereichen des Lebens, auch in den Künsten gibt – warum ist es gerade eine musikalische Komposition, die nun, nicht lange vor dem Ende des Romans, ‚Marcel‘ den Weg zum eigenen Kunstwerk weist? Weil die Musik, im Unterschied zur Literatur und weitgehend auch in Differenz zur Malerei, keine darstellende Kunst ist, muss sie ihre Strukturen, ihr Verfahrensprinzip aus sich heraus gewinnen. Das musikalische Material lässt sich in der absoluten Musik, um die es an der zitierten Stelle geht, auf nichts anderes beziehen als auf andere Passagen des Werkes selbst oder aber anderer musikalischer Werke, für Prousts Erzähler insbesondere auf das einzig bekannte weitere Werk Vinteuils, die Sonate. Dass diese innerhalb des Romans bereits eine Rolle gespielt hatte, weiß der Leser aus der Erinnerung: Sie hatte die Liebe von Swann begleitet bis zu deren Ende, der Ehe; in ihr spiegelte sich nicht nur die Befindlichkeit Swanns; sie wusste auch mehr über den Zustand dieser Beziehung als der Protagonist selbst. Die Beschreibung des Septetts hat, mit anderen Worten, Erinnerungsfunktion für den Leser; sie hat aber auch, auf eher verborgene Weise, eine zweifache Erinnerungsfunktion für den Erzähler: „Ich wusste, dass ich diese neue Färbung der Freude, diesen Appell zu überirdischer Freude, niemals vergessen würde. Doch würde sie für mich auch je zu verwirklichen sein?“⁴⁵ Ein solches Kunstwerk der Freude scheint in der Ferne zu liegen, und doch verweist diese Freude zurück auf die Madeleine-Episode, als der Erzähler durch ein ebensolches Gefühl übermannt wurde: „Woher strömte diese mächtige Freude mir zu? (...) Woher kam sie mir? Was bedeutete sie?“⁴⁶ Sie hängt, wie die Folge des Textes unverkennbar ausführt, mit dem Erschaffen zusammen. Von Kunst ist hier noch nicht die Rede, wohl aber von Schaffen. Die Verbindung dieser Freude zur Kunst, die Relation von Kreation und Kunstwerk erschließt sich erst durch jenes Septett von Vinteuil, dessen Wichtigkeit für die Erinnerung, ja dessen Erinnerungsatur selbst wir bereits herausgestellt hatten.

Ein letzter Schritt steht noch an. Wie gelangt man von der Musikerfahrung ‚Marcel‘ zur Entstehung des Buches? Eine definitive Analogie gilt es am Schluss zu erhellen. Nachdem ‚Marcel‘ lange vergeblich nach einem Thema für seinen Roman gesucht hatte – eben dies ist, wie ich meine, die eigentliche ‚Recherche‘, nicht jene nach der verlorenen Zeit – ergibt sich mit der Plötzlichkeit evidenten Erkenntnis (in der Art, wie wir sie alle kennen: Warum bin ich darauf nicht schon früher gekommen?) die Einsicht, dass nichts anderes als das eigene, schon die Grenze des Todes tangierende Leben Stoff des Buches sein kann. Wenn ich dies als letzte Analogie bezeichne, so deshalb, weil das Buch (immer natürlich im Rahmen der Romanfiktion) die

genaue Entsprechung des Lebens ist, präziser: die Entsprechung dessen, was die Erinnerung aus jenem Leben bereitstellt.

Dass Bücher Erinnerungen beinhalten, in sich einschließen wie der Mutterleib das Kind, ist vielleicht die höchste Stufe der Proustschen Konzeption der Erinnerung, aber noch nicht die letzte. Gegen die Chronologie argumentierend, möchte ich zum Schluss auf einen Text von Proust zu sprechen kommen, der, ich darf auch dies sagen, zu meinen liebsten gehört. Er stammt aus einem Essay über das Lesen, von Proust vorgesehen als Einleitung für die Übersetzung von John Ruskins *Sesam and Lilies* (1906), aber schon vorher, nämlich 1905, erschienen. Dieser ungewöhnliche Vorgang, ein Vorwort vorab zu publizieren, betrifft einen ungewöhnlichen Text, der folgendermaßen beginnt: „Es gibt vielleicht keine Tage unserer Kindheit, die wir so voll erlebt haben wie jene, die wir glaubten verstreichen zu lassen, ohne sie zu erleben, jene nämlich, die wir mit einem Lieblingsbuch verbracht haben.“⁴⁷ Einmal mit seinen Gedanken in Richtung Lesen aufgebrochen, verliert Proust seinen Gegenstand John Ruskin bald nahezu vollständig aus dem Blick. Doch diese Gedankengänge in (die) Freiheit entdecken noch andere Dimensionen der Bücher, die im Zusammenhang mit Prousts eigenem Werk nicht verschwiegen werden dürfen. Wenn wir später, so führt Proust aus, in den Büchern der Kindheit blättern, so geschieht es mit der Hoffnung, „auf ihren Seiten die nicht mehr existierenden Wohnstätten und Teiche sich widerspiegeln zu sehen.“ Bücher haben Erinnerungsfunktion auch dann, wenn sie nicht von Erinnerungen handeln. Sie bewahren Verlorenes, weil wir, in ihnen wieder blättern, uns an die Orte und Zeiten erinnern, da wir sie damals lasen. „(...) Was das Lesen in der Kindheit besonders in uns hinterlässt, (ist) das Bild der Orte und Tage (...), an denen wir uns ihm gewidmet haben. Ich bin seinem Zauber nicht entgangen: vom Lesen wollte ich sprechen, und ich habe von etwas ganz anderem als von Büchern gesprochen (...).“⁴⁸ Thema verfehlt? Nicht ganz, denn Bücher enthalten Erinnerungen auch dann, wenn sie nicht von Erinnerungen handeln. An die Bücher der Kindheit – und hoffentlich nicht nur an diese – lagern sich Erinnerungen an, die Lebenssituation, den Ort, die Zeit betreffend, als deren Lektüren stattfanden. Bücher, Lektüren, sind erinnerungsträchtig.

Für die Individualität der Erinnerung mag in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* nicht zuletzt das Kapitel über die Namen stehen, das den Leser auch an den Namen über allen Namen des Romans denken lässt: Marcel Proust. In seinem Werk geht, wie in großer Kunst generell, das Individuelle ins Allgemeine über. Proust Roman führt von der persönlichen Erinnerung, die auch jene des Lesers umfasst, ins kollektive Gedächtnis. Bedeutet die

Kultur die Konstituierung eines kollektiven Gedächtnisses, so kann dieses ohne bleibende Zeugnisse, darunter an eminenter Stelle die Schrift, nicht auskommen. Als Literaturwissenschaftler müsste man hinzufügen: eine prominente Rolle spielt dabei die Literatur, und als Komparatist erweitert man das Spektrum mnemonischen Materials natürlich um die ‚anderen‘ Künste, darunter, ihrer Materialität und Dauerhaftigkeit nach, vor allem Bildhauerei und Malerei. Doch spielt bei Proust auch die Musik, obgleich eine flüchtige Kunst, eine bedeutsame, ja konstante Rolle. Sie führte uns zu einem Gesichtspunkt, den ich, das Verhältnis von Kunst und Erinnerung betreffend, für ebenso faszinierend wie zentral halte – den Gedanken nämlich, dass die Kunst bleibender, archivierter Ausdruck der Individualität ist, dass jedes Kunstwerk das zugleich geistige und sensuelle Bild ihres Schöpfers enthält.

Dass diese Idee antiquiert anmutet oder anachronistisch, muss kein Nachteil sein in einer Epoche, die im Namen der Intertextualität die beliebige Verbindung aller Elemente einer Text-Welt oder eines Welt-Textes predigt, die Botschaft von Texten in Rauschen und Raunen verwandelnd oder einen Dauer-Dialog schaffend, in dem alles redet, aber nichts mehr etwas sagt. Die Postmoderne ist, unter diesem Gesichtspunkt der Beliebigkeit, die kulturgeschichtliche Entsprechung der Intertextualität. Gegenüber einem kulturwissenschaftlichen Verständnis von Erinnerung und Gedächtnis, das seiner Art nach kollektiven Charakter annehmen muss – anders könnte es keine Kultur konstituieren –, predigt oder verheißt die Literatur, folgt man Proust, unsere jeweils eigene, individuelle Erinnerung, die freilich nicht in autistischer Selbstbezogenheit fixiert ist, sondern auf der Basis der Individualität Kommunikation erlaubt, ja erfordert. Für Proust ist jeder Leser der eigentliche Leser seiner selbst. Pointiert gesagt: Ich lese nicht das Buch, sondern mich – wobei an den Anfang zu erinnern ist... Doch darüber hinaus ist jeder von uns der Autor und zugleich Thema eines zumeist ungeschriebenen Buches der Erinnerung, bei dem man bedauern muss, dass es in aller Regel virtuell bleibt. Prousts Recherche, welche die Erinnerung aus ihrem individuellen Status erlöste und sie der Allgemeinheit eines kollektiven Gedächtnisses zuführte, kann zugleich als eine Einladung gelesen werden, weitere Bücher der Erinnerung zu verfassen, denn sie bilden, zusammengestellt und zusammen gesehen oder gelesen, eine Bibliothek nicht so sehr des Wissens als vielmehr der Erfahrung. Das Wissen ist längst, nicht zuletzt durch unser Bildungswesen, legitimiert und sanktioniert. Die Erfahrung aber verbleibt nicht selten im Bereich des ‚nur‘ Individuellen, findet keinen öffentlichen Raum und wäre doch, als Erinnerung objektiviert, für eine immer mehr verstummende, weil vor Fernsehern und Computern hockende Menschheit, vielleicht Initiator

eines Dialoges, der die grassierende Vereinsamung unserer Gesellschaft vermindern, die Sprachlosigkeit mildern könnte. Ohne solche Bücher der Erinnerung droht, wie schon Walter Benjamin befürchtete, der Verlust der Erfahrung.

Die Hoffnung, so weiß der Volksmund zu sagen, stirbt zuletzt. Ich bin mir, wie ich am Ende bekennen muss, diesbezüglich nicht so sicher. Wir alle kennen Momente, da die Hoffnung stirbt, manchmal auch, im Hinblick auf diesen oder jenen Wunsch, definitiv. Die Erinnerung hingegen ist, wenn ich so sagen darf, das Impressum, gleichsam der Stempel, den das Leben in uns hinterlassen hat – wir sind von ihr geprägt. Gibt es auch im Leben viele Veränderungen, zahlreiche Abschiede und Verluste ohne Zahl, bleibt doch eins, das in uns lebt und das uns keiner nehmen kann. Es ist nicht die Hoffnung, denke ich, sondern die Erinnerung. (Sprechen Sie mit alten Menschen, deren Kurzzeitgedächtnis oftmals nicht mehr funktioniert: sie behalten ihr Langzeitgedächtnis und sind voller Erinnerungen.) Wenn Erinnerung, unser Leben bis zum Ende begleitend, nicht mit uns stirbt, sondern vielen nachkommenden Generationen, ja der Menschheit generell gehören kann, wenn sie uns überlebt, ist dies, wie man modern sagen würde, ein Verdienst des ‚Mediums‘ Buch. Auf die Dauer gibt es keine Erinnerung ohne Schrift und, bei sich ausweitenden Dimensionen, ohne Bücher. Prousts Roman ist nicht nur ein Werk der Literatur, sondern auch, von zahlreichen Spuren des Lesens und der Bücher durchzogen, ein Werk über die Literatur: Indem sie unsere Erfahrungen im Buch festhält, garantiert sie den Bestand der Erinnerung, auch über jenes „Ende“ hinaus, mit dem Proust sein Werk beschloss.

Anmerkungen

¹ Es ist der Marcel Proust Gesellschaft zu verdanken, dass Proust jenseits der Fachwelt einem größeren deutschen Publikum bekannt wurde. Auf ihre Initiative geht auch die in Deutschland gültige „Frankfurter Ausgabe“ (hg. v. Luzius Keller) zurück, nach der im Folgenden zitiert wird: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 1: Unterwegs zu Swann, Frankfurt am Main, 5. Aufl. 2003, S. 7.

² Ebd. S. 65.

³ Ebd. S. 71.

⁴ Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 5: Die Gefangene, Frankfurt am Main 2000, S. 355.

⁵ Ebd., S. 370.

⁶ Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 1: Unterwegs zu Swann, S. 67.

⁷ Marcel Proust, Frankfurter Ausgabe, Werke I, Bd. 2: Nachgeahmtes und Vermischtes, Frankfurt am Main 1989, S. 200-269, hier S. 220.

⁸ Ebd. S. 237.

Prof. Dr. Rainer Eckert

Geschichtspolitik in Deutschland: Der Kampf um die Erinnerung an die kommunistische deutsche Diktatur

Am 2. Dezember 2004 platzte eine geschichtspolitische Bombe. In einem „non-paper“ legte der Ministerialdirektor bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Knut Nevermann, Überlegungen zum erinnerungspolitischen Konzept der Bundesregierung vor. Durch Indiskretion gelangten diese Planungen – wie so oft – umgehend in die Öffentlichkeit. Nevermann stellte ausgehend vom Gedenkstättenkonzept der Bundesregierung aus dem Jahr 1999 fest, dass die Gedenkstättenarbeit zur SED-Diktatur insbesondere in Berlin unbefriedigend sei und einer Neustrukturierung bedürfe. In dieser Situation sei die Bundesregierung bereit, ihr Engagement in diesem Bereich zu intensivieren und zu systematisieren, hieß es weiter. Die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und die Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR (BStU, auch „Birthler-Behörde“) gingen in diesem Zusammenhang zum 1. Januar 2005 in die Zuständigkeit der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien über.

Für besondere Aufregung sorgten darauf folgend einige der von Nevermann entwickelten Zukunftsperspektiven. So schlug er vor, dass die Stiftung Aufarbeitung zur zentralen Einrichtung für die Koordinierung der erinnerungspolitischen Aktivitäten des Bundes werden solle und gleichzeitig die Weiterentwicklung des Gedenkortes Haus 1 Normannenstraße (des ehemaligen Amtssitzes des Ministers für Staatssicherheit) übernimmt. Die inhaltliche Gestaltung der geplanten Dauerausstellung in der Gedenkstätte Untersuchungshaftanstalt des MfS Berlin-Hohenschönhausen hätte die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in eigener Verantwortung zu übernehmen und solle sich mit dem Zeitgeschichtlichen Forum in Leipzig verstärkt und auf Dauer mit der Geschichte der DDR beschäftigen. Nevermann beabsichtigte, die Archivalien der BStU in das

Bundesarchiv zu integrieren und deren Bildungs- und Forschungsaufgaben der Stiftung Aufarbeitung ganz oder teilweise zu übertragen.

Besonders die beabsichtigte Eingliederung der BStU in das Bundesarchiv sorgte für beträchtliche mediale Aufregung und scharfe Proteste. So meinte das Bürgerbüro Berlin unter dem Vorsitz von Bärbel Bohley, dass die Regierung die „letzte Bastion der friedlichen Revolution schleifen“ wolle. Zwar könnte hier mit Recht gefragt werden, ob dies nicht eine traurige Bilanz ist, wenn von der friedlichen Revolution nur eine Behörde zur Aufklärung der Arbeit der kommunistischen Geheimpolizei bleiben sollte, doch beschäftigte sich die öffentliche Diskussion nicht mit dieser Sicht. Vielmehr war verschiedentlich die Vermutung zu vernehmen, gegenüber der Geschichte der zweiten deutschen Diktatur solle ein „Schlussstrich“ gezogen werden.

Die Diskussion gewann innerhalb weniger Tage eine solche Brisanz, dass sich die Kulturstaatsministerin Christina Weiß von dem in ihrem Haus erarbeiteten „Nevermann-Papier“ distanzierte, da sie aus der Presse hätte entnehmen müssen, dass die „Birthler-Behörde“ geschleift werden solle. Stattdessen bezeichnete sie diese Behörde als ihren wichtigsten bzw. Hauptpartner bei der Erarbeitung eines auf die zweite deutsche Diktatur bezogenen erinnerungspolitischen Konzeptes. Zu einem kommenden Geschichtsverbund sollten dann auch das Zeitgeschichtliche Forum Leipzig und die Stiftung Aufarbeitung zählen. Dem stimmte die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes, Marianne Birthler, umgehend zu und äußerte die Hoffnung, dass der „unselige Versuch“, die Arbeit ihrer Behörde zu beenden, hoffentlich endgültig gescheitert sei. Gleichzeitig bot sie an, bestimmte Teile der gesetzlichen Aufgaben der Bundesbehörde mit einem noch zu erarbeitenden Gedenkstättenkonzept zu verknüpfen.

Nach diesen Äußerungen war die allgemeine geschichtspolitische Verwirrung jedoch nicht geringer, sondern erheblich größer geworden, da jetzt vollkommen unklar erschien, wie es weiter gehen sollte. Die Situation erschwerte, dass auch die Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin in einem sinnvollen Arbeitszusammenhang zu bringen waren und deutsche Teilung bzw. Berliner Mauer ebenfalls einer sinnfälligen Erinnerungstopographie harrten. Klar war dagegen, dass alle drei Konzeptionen in einem engen Zusammenhang zu sehen waren, dass alle Maßnahmen unter einem Finanzierungsvorbehalt standen und nur im Zusammenspiel des Bundes mit dem Land Berlin zu lösen sein würden. Die Situation erschwerte, dass die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien zumindest die konzeptionellen Arbeiten in der laufenden Legislaturperiode abschließen und durch den Bundestag bringen wollte.

Und so lag es nahe, entsprechende Kommissionen zur konzeptionellen Vorbereitung der geschichtspolitischen Großvorhaben zu gründen. Trotz deren Arbeit konnte bisher die Schaffung einer Stiftung für die Berliner NS-Gedenkstätten nicht entscheidend vorangetrieben werden, während das Konzept des Berliner Mauergedenkens mit dem Schwerpunkt in der Bernauer Straße in die Realisierungsphase getreten ist. Wichtig sind in diesem Zusammenhang auch die erheblichen Fortschritte bei der Realisierung eines „deutlich sichtbaren Zeichens“ gegen Vertreibungen in Berlin, das auf der Grundlage der Ausstellung „Flucht – Vertreibung – Integration“ der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland vom Deutschen Historischen Museum realisiert werden soll. Schwieriger sollte sich jedoch die Vorbereitung eines Geschichtsverbundes „Aufarbeitung der SED-Diktatur“ gestalten.

Vom Anfang an war die Zusammensetzung der von Staatsministerin Weiss zur Vorbereitung dieses Verbundes unter Leitung Martin Sabrows berufenen Kommission aus Bürgerrechtlern, Wissenschaftlern, Publizisten und Museumsleuten umstritten. Und in der Tat, ihre Zusammensetzung war deshalb ungewöhnlich, weil sie sich zur Hälfte aus Ostdeutschen zusammensetzte, die zudem aus der Tradition der Opposition gegen die kommunistische Diktatur in der DDR kamen. Doch war in der Anfangsphase der Arbeit der Kommission das Problem nicht, wer in dieser Kommission saß, die selbst einen ausgewiesenen konservativen Kirchenhistoriker und einen bekannten liberalen Publizisten kooptierte, sondern es war der Ärger derjenigen, die selbst gern Kommissionsmitglied geworden wären, dies jedoch nicht erreichen konnten. Das war offensichtlich zumindest im Fall eines Mitarbeiters des „Forschungsverbundes SED-Staat“ ausreichend, zum aggressiven Kritiker der Kommissionsarbeit zu mutieren. Dagegen spielten in der Arbeit der Kommission politische Bindungen oder Überzeugungen keine Rolle.

Die Kommission legte nach ihrer Konstituierung für sich selbst in einem internen Verständigungspapier fest, dass sie niemanden vertrete und niemandem verpflichtet sei. Ihre Aufgabe wäre es, eine „Bestandsaufnahme und Perspektivenentwicklung der öffentlichen Aufarbeitung der DDR und ihrer SED-Diktatur als nationaler ‚Erinnerungslandschaft‘ im europäischen Kontext“ vorzunehmen. Dabei sollten tragende Linien eines Gesamtkonzeptes für einen Geschichts- und Gedenkstättenverbund zur öffentlichen Aufarbeitung der SED-Diktatur geschaffen werden. Die Dezentralität des Gedenkens war zu bewahren und eine gültige „Gesamtaussage“ über den Charakter der SBZ/DDR und der SED-Diktatur sollte nicht gewagt werden.

Diese Selbstdefinition war auch deshalb nötig, weil die Beauftragung der Kommission wenig präzise war. Offensichtlich war allerdings, dass die Geschichte von Opposition und Widerstand als Thema und Berlin als Ort im Focus des Interesses stehen sollten. Weiterhin war klar, dass die Umsetzung der Empfehlungen kostenneutral erfolgen sollte und dass die Neugründung weiterer Einrichtungen vermieden werden sollte.

Beim Beginn ihrer Arbeit sah die Kommission eine Reihe von Problemen bei der Auseinandersetzung mit der kommunistischen Diktatur in Deutschland. Dazu zählten eine nach Ost und West geteilte Wahrnehmung der DDR-Geschichte, die Trivialisierung der SED-Herrschaft als politisches System und die Vernachlässigung seiner Darstellung im Unterricht der Schulen und Hochschulen. Außerdem hielt die Kommission die Beschäftigung mit dem Kommunismus in Deutschland für finanziell schlecht ausgestattet, unzureichend vernetzt und durch mangelnde Professionalität gekennzeichnet. In ihren Augen fehlte eine gemeinsame Planungsstrategie, und der Schwerpunkt öffentlicher Auseinandersetzung läge ganz einseitig auf staatlicher Repression, wogegen Widerstand, Anpassung, Ideologie, Parteiherrschaft und Alltag vernachlässigt werden würden.

Unter diesen Bedingungen konnte das Ziel der Experten keine einheitliche oder gar geschlossene Gesamtaussage sein und eine übergreifende, zentralistische Struktur der „Aufarbeitung“ der DDR-Geschichte war auszuschließen. Beabsichtigt waren dagegen die kooperative Vernetzung der bestehenden Einrichtungen und die Integration der deutsch-deutschen Geschichte zwischen 1945 und 1990 in den europäischen und globalen Kontext. Dazu schlug die Kommission drei Komplexe vor:

1. „Herrschaft – Gesellschaft – Widerstand“ in Form eines „Forums Aufarbeitung“, das (verwaltungs-)organisatorisch von der „Stiftung Aufarbeitung“ getragen werden sollte. Bei der musealen Darstellung des Spannungsverhältnisses zwischen Herrschaft, Gesellschaft und Widerstand wäre das Zeitgeschichtliche Forum Leipzig einzubeziehen.
2. „Überwachung – Verfolgung“ als Forschungs- und Dokumentationszentrum „Diktatur und Geheimpolizei“ in organisatorischer Form einer Stiftung. Dazu war die BStU nach Erfüllung ihrer Kernaufgaben und der Aktenübergabe in das Bundesarchiv gleitend in diese Stiftung zu überführen. Ihre bisherige Abteilung „Bildung und Forschung“ sei in diese Stiftung ebenso wie die Gedenkstätten Berlin-Hohenschönhausen und Haus 1 Normannenstraße zu integrieren, um diese Einrichtungen zu stärken.

3. „Teilung – Grenze“ mit dem Schwerpunkt des Ausbaus der Gedenkstätte Berliner Mauer in der Bernauer Straße.

Von besonderer Brisanz war dabei die Empfehlung der Kommission, die Unterlagen der Staatssicherheit nach Erfüllung der Aufgaben der Birthler-Behörde ungeteilt dem Bundesarchiv zu übergeben, da hier erstmals „offiziös“ ein Vorschlag zur Zukunft dieser Behörde gemacht wurde.

Die Angriffe auf das Expertenvotum mit ihren Empfehlungen („Sabrow-Papier oder -Konzept“) begannen schon vor dessen Übergabe an die Bundesregierung, als es komplett oder in Auszügen durch Indiskretion in die Öffentlichkeit gelangte und das Kommissionsmitglied Freya Klier ein offensiveres Instrumentarium der Aufarbeitung forderte, da sich die alten „DDR-Eliten“ wieder formieren würden. Inhaltlich waren diese Angriffe in aller Regel nicht überzeugend und die Kritik trugen nur wenige Personen bzw. einzelne Einrichtungen, die sich jedoch öffentlich massiv Gehör verschafften. Zu unterscheiden sind hier: die Kritik des Direktors der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen Hubertus Knabe; die Angriffe von Jochen Staadt und Klaus Schröder für Teile des „Forschungsverbundes SED-Staat“ an der Freien Universität Berlin; die Stellungnahmen einiger Gedenkstätten; die Voten antikommunistischer Opferverbände und Äußerungen von Initiativen der Bürgerbewegung.

Die Struktur der Kritik bei Hubertus Knabe war einfach. Im Kern folgte sie folgendem Muster: „linke Regierung“ setzt „linke Historikerkommission“ ein, die den Auftrag erfüllt, die DDR „weichzuspülen“. Diesem Anliegen würde jedoch ein erfahrener konservativer Kulturstaatsminister (nach dem Wechsel von Ministerin Weiss zu Minister Neumann) nicht folgen können und wollen. Perfider ging Klaus Schröder vom Forschungsverbund SED-Staat vor, der behauptete, dass „linke Historiker und Politiker“ seit Jahren versuchen würden, die von Bürgerrechtlern betriebene Gedenkstätte Haus 1 und die Gedenkstätte Hohenschönhausen ihres autonomen Charakters zu berauben sowie inhaltlich und personell anders auszurichten. Dadurch sollten authentische Orte „entschärft“ und zur Disposition gestellt werden. Um dies erreichen zu können, hätte die Regierungskommission eine falsche Prognose stellen müssen. Ihr Ziel sei es dabei, die DDR im Geiste der alten „systemimmanenten DDR-Forschung“ wertneutral zu beschreiben und auf gleiche Augenhöhe mit der Bundesrepublik zu stellen. Dabei werde die DDR „weichgezeichnet“ und die Differenz zwischen Diktatur und Demokratie verschwände. Dies sei unbedingt zu vermeiden und die staatlichen Mittel zur Auseinandersetzung mit der kommunistischen Diktatur seien in die

universitäre Forschung zu lenken. Spätestens an dieser Stelle dürfte auch den gutwilligsten Leser klar geworden sein, worum es bei diesen Angriffen wirklich ging: um die Ressourcenverteilung zugunsten der maßlosen Kritiker des „Sabrow-Konzepts“.

Noch deutlicher machte dies Jochen Staadt, der der Expertenkommission einen „Selbstbedienungsdrang“ vorwarf, ihre Mitglieder als „Lobbyisten“ diffamierte und ebenfalls der „Weichzeichnung“ der SED-Diktatur bezichtigt. Damit hatte Staadt ein Niveau erreicht, dass eine weitere Auseinandersetzung mit seinen Auffassungen unmöglich machte. Es bleibt nur die Vermutung, dass die Art und Weise dieses „Kampfhistorikers“ zu argumentieren ihre Wurzeln in nicht aufgearbeiteten Konflikten der „Altachtundsechziger“ und ihrer Nachfolgegruppierungen in der alten Bundesrepublik haben könnte.

Gedenkstätten, Opferverbände und Initiativen der Bürgerbewegung reagierten unterschiedlich. Allerdings dominierten in der ersten Phase der Diskussion besorgte Stimmen und die Ablehnung der Empfehlungen. Entscheidend war hier, da Vertreter dieser Gruppen nicht als Mitglied in die Arbeit der Expertenkommission einbezogen waren, die Befürchtung, dass die „Aufarbeitung“ ausschließlich in Berlin konzentriert werden könnte, die künftige Auseinandersetzung zu sehr „bürokratisiert“ wäre, dass eine „Aufarbeitungs-Monsterbehörde“ geplant sein könne und die Sicht auf die DDR in Zukunft nicht kritisch genug ausfallen würde. In der darauf folgenden Diskussion scheinen einige dieser Vorbehalte ausgeräumt worden zu sein, vor allem die Meinung, dass ein staatlich finanziertes DDR-Alltagsmuseum in Berlin geplant sei, konnte widerlegt werden. Da ein solches privat finanziertes und inhaltlich unakzeptables Museum inzwischen in der Hauptstadt seine Pforten öffnete, ist es schon erstaunlich, dass kritische Stellungnahmen dazu von diesen Gruppen ausblieben.

Die nächste Stufe der Auseinandersetzung brachte die Übergabe des Experten-Votums an den neuen Kulturstaatsminister Bernd Neumann und seinen Ministerialdirektor Hermann Schäfer am 15. Mai 2006 auf der Bundespressekonferenz. Hier führte der Staatsminister aus, dass er diese Kommission nicht eingesetzt hätte und Schäfer formulierte grundsätzliche Kritik. Dazu zählt, dass er eine zunehmende Trivialisierung der Auseinandersetzung mit der kommunistischen Diktatur in Deutschland befürchtete und vor einem Paradigmenwechsel von der politischen zur historischen Aufarbeitung warnte. Martin Sabrow versuchte für die Kommission, diese Sorgen aus der Sicht der Kommission zu entkräften,

und letztlich fasste Neumann zusammen, dass das Votum ein deutlicher Denkanstoß sei und jetzt die kritische Auseinandersetzung beginnen könnte.

Das Presseecho und auch politische Stellungnahmen nach der Übergabe der Empfehlungen kennzeichnete ein erheblicher Wandel im Vergleich zu den Angriffen in der Phase vor der offiziellen Präsentation des Votums. Jetzt lehnten die Journalisten in ihrer Mehrzahl den Vorwurf ab, die Kommission wäre einseitig zusammengesetzt, wiesen den Vorwurf des Relativierens oder „Weichspülens“ der zweiten deutschen Diktatur zurück und machten eine neue Phase der Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit aus. Franziska Augstein kritisierte etwa in der Süddeutschen Zeitung auch die Arbeit der Gedenkstätte Hohenschönhausen und schätzte gleichzeitig die Vorschläge der Kommission als Grundstein der Neuordnung der Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur ein. Besonders wichtig war auch die Erkenntnis, dass die Kommission die Bedeutung der friedlichen Revolution in der deutschen Geschichte festgeschrieben habe. Und gerade um diesen Begriff hatte es in den internen Diskussion der Experten immer wieder heftige Auseinandersetzungen gegeben, bis er sich schließlich gegen den gleichzeitig sowohl nichtssagenden als auch demagogischen Begriff der „Wende“ durchsetzen konnte.

Martin Sabrow argumentierte nach der Übergabe des Votums aus Sicht der Kommission, dass diese das Spektrum der „DDR-Aufarbeitung“ im Kleinen abbilden würde und betonte ihre überwiegend freundliche Aufnahme, die nur diejenigen nicht teilen würden, die die Deutungskämpfe in den ersten Jahren nach dem Ende der Diktatur neu beleben wollten. Weiter betonte er, dass die Empfehlungen kein „Aufarbeitungskombinat“ sondern die Mehrdimensionalität von Aufarbeitungsbereichen im Auge hätten. Und so sei die polemische Rede von einer „Monsterbehörde“ unangemessen. Er erwähnte auch die Absurdität, dass die härtesten Kritiker an einer befürchteten „Weichzeichnung“ der SED-Herrschaft die Auflösung der Birthler-Behörde forderten. Und richtig analysierte er weiter, dass beim Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis in Deutschland drei Erinnerungskulturen aufeinanderprallen. Die ist die „Revolutionserinnerung“ derjenigen, die den Unrechtsstaat überwand, die „Wendeerinnerung“ derer, die sich mit der DDR abgefunden hatten, und das Milieugedächtnis ehemaliger Funktionsträger des Regimes, am deutlichsten im öffentlichen Auftreten vom Kader der Geheimpolizei zu besichtigen. Ob Sabrow jedoch mit seiner Meinung Recht behalten wird, dass es sich dabei um den letzten Donner eines abziehenden Erinnerungsgewitters handelt, kann nur die Zukunft zeigen und ist aus heutiger Sicht eher zu bezweifeln.

Diese veränderte Stimmungslage führte wohl auch bei Staatsminister Neumann dazu, in einem Interview einzuräumen, dass eine vertiefte Erforschung des Alltags in der DDR große Chancen bieten würde, da das Einbeziehen des alltäglichen Lebens ja nicht nur eine private Idylle zeigen müsse. Jetzt käme es darauf an, die verschiedenen vorhandenen Einrichtungen in einen übergeordneten Gesamtrahmen zu stellen und sie zu vernetzen. Langfristig sollten die Akten der „Birthler-Behörde“ an das Bundesarchiv übergeben werden und es sei zu klären, was mit ihrer Abteilung Bildung und Forschung geschehen solle. Neumann betonte auch, dass die Gedenkstätte Hohenschönhausen „nicht untergepflegt“ werden dürfe. Hier nahm er eine eher verdeckte Linie der Auseinandersetzung auf. Dabei geht es immer wieder um die Selbständigkeit bzw. Zuordnung dieser Gedenkstätte zu einem größeren Verband. Dies könnte auch damit zu tun haben, dass sich Altbundeskanzler Helmut Kohl mit Neumann in Verbindung gesetzt hatte und für die Unabhängigkeit Hohenschönhausens plädierte. Inzwischen hat jedoch auch Marianne Birthler ihr Desinteresse an der ehemaligen zentralen Untersuchungshaftanstalt ausgedrückt und so geht es im Moment um die Kooperation zwischen dieser Gedenkstätte und der Birthler-Behörde.

Nach dieser argumentativen Vorbereitung konnte das Hearing zu den Expertenempfehlungen am 6. Juni 2006 im Bundestag mit Spannung erwartet werden. Als Auftakt kritisierte der Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München und Berlin, Horst Möller, hier die Zusammensetzung der Kommission und führte dann aus, dass er das Dreisäulenmodell für methodologisch und institutionell fragwürdig und widersprüchlich hielt. Ausschlaggebend dafür sei, dass wesentliche Aspekte der Diktatur wie die sowjetische Terrorherrschaft, die „Klassenjustiz“, weltpolitische Zusammenhänge und die millionenfache Fluchtbewegung dabei nicht berücksichtigt wären. Diese Argumentation vermag jedoch kaum zu überzeugen, da in den drei von der Kommission vorgeschlagenen Zentren ein Großteil der von Möller als Desiderate empfundenen Themen behandelt werden soll oder dies zumindest möglich ist. Für Möller ist des Weiteren eine Trennung der Themenkomplexe „Herrschaft-Gesellschaft-Widerstand“, „Überwachung und Verfolgung“ sowie „Grenze und Teilung“ nicht möglich, da dadurch die Bedingungsbeziehungen der Diktatur zerrissen werden würden. Folgt man dieser Herangehensweise, dann würde für die Auseinandersetzung mit der kommunistischen Diktatur nun wirklich ein „Aufarbeitungskombinat“ gegründet werden müssen, das alle Aspekte von Herrschaft, Gesellschaft, Alltag und Widerstand gleichermaßen bearbeiten würde.

Gleichzeitig und widersprüchlich zu dieser Argumentation setzte Möller sich jedoch für ein pluralistisches Wissenschaftsverständnis und damit für getrennte Einrichtungen ein. Das geht insgesamt nicht zusammen und es hilft auch nicht weiter, wenn gegen die vermutete Absicht der Kommission polemisiert wird, den Alltag stark in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen. Dieses Argumentationsmuster liegt vielleicht in der Annahme begründet, dass der Alltag in der DDR in der Forschung besser als die politische Repression erforscht sei. Aber dies entspricht nicht dem Forschungsstand und eine Beschäftigung mit dem Alltag unter der Diktatur bedeutet nicht, die Diktatur „weichzuzeichnen“, sondern ganz im Gegenteil werden dadurch ihre Herrschaftsmechanismen erst deutlich und erkennbar. Richtig ist dagegen Möllers Vorschlag, eine nicht allzu große museale Darstellung der SED-Diktatur, wie die durch das Institut für Zeitgeschichte in Berchtesgaden bezogen auf den Nationalsozialismus geschaffene auch in Berlin zu errichten. Aber genau dies hat auch die Sabrow-Kommission vorgeschlagen.

Auf Möllers Beitrag während der Anhörung antwortete der Berliner Historiker Reinhard Rürup mit Lob und Dank für die Arbeit der Kommission, die eine solide Grundlage geschaffen habe. Allerdings empfand er den Begriff „Geschichtsverbund“ als zu vage und meinte, die Vorschläge wären letztlich zu abgewogen und hätten zu wenig Pathos. Aber gerade dieses und zusätzliches Geld wären notwendig, um etwas Vernünftiges zu schaffen. Und es wäre eine nationale Aufgabe, einen würdigen Ort des Gedenkens an die Opfer kommunistischer Herrschaft einzurichten. Nach Berlin würde weiterhin eine repräsentative Erinnerung an die friedliche Revolution in Form eines Museums oder einer permanenten Ausstellung gehören, wobei ein Blick auf die Gedenkstätten an die Verbrechen des Nationalsozialismus hilfreich sein könnte. Energisch wies Rürup die Vorwürfe zurück, in den Empfehlungen der Sabrow-Kommission sei eine Tendenz zur Verharmlosung zu erkennen und meinte weiter, durch die Einbeziehung der Betrachtung des Alltags könne der Blick auf die Diktatur nur an Schärfe gewinnen. Auch die Empfehlung zur Schaffung einer „Mammutbehörde“ konnte Rürup nicht erkennen und hielt auch die Konzentration auf Berlin für richtig.

Rürup hatte offensichtlich die Auffassung der Mehrheit der Anwesenden wiedergeben, wie der weitere Verlauf der Diskussion zeigte. Zuerst blieben aber die Ausführungen des ebenfalls in Berlin arbeiteten Manfred Wilke einerseits weitgehend unverständlich und randständig, andererseits verwies er mit recht darauf, dass nicht die Staatssicherheit sondern der deutsche Bastillesturm vom 9. November, also der Mauerfall, das Symbol der Revolution sei. Besser wäre es jedoch gewesen, nicht dieses abgeleitete

Ereignis, sondern die Leipziger Demonstration vom 9. Oktober 1989 als Höhepunkt und Symbol der friedlichen Revolution zu benennen. Dem von Wilke geäußerten „Verdacht des institutionellen Lobbyismus“ gegenüber einigen Kommissionsmitgliedern nahm in der folgenden Diskussion niemand auf.

Dagegen spannen der frühere Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes, Joachim Gauck, und der Theologe Richard Schröder Rürups Faden weiter. Gauck sprach sich ebenfalls vehement für die Empfehlungen der Expertenkommission aus und forderte einen Perspektivenwechsel von der Dominanz der Beschäftigung mit dem Staatssicherheitsdienst zum Alltag in der DDR, da sich in ihm das Gesicht der SED-Diktatur besonders deutlich zeige. Das „Angst-Anpassungssyndrom“ in der DDR sei durchaus nicht von Polizei- und Geheimdienst allein geschaffen worden und so würde die von den ehemaligen Opfern geforderte Delegitimierung der DDR durch die Konzentration auf Stasi-Terror, politische Justiz und Zuchthäuser nicht ausreichen, da Überwältigungspädagogik nicht immer überzeugt. Gleichzeitig warnte Gauck vor einer Auseinandersetzung unter den Bürgerrechtlern nach dem Ost-West-Schema und meinte zu recht, dass außer den „roten Reaktionären“ und den „Systemnahen von einst“ niemand die DDR schönfärben wolle. Stattdessen gehe es darum, die Geschichte der ostdeutschen Diktatur und ihrer Überwindung in den Kernbereich des nationalen Gedächtnisses zu befördern.

Richard Schröder argumentierte mit viel Witz, als er die gegen die Sabrow-Kommission gerichteten Unterstellungen als böse zurückwies. Und vollkommen zu recht meinte er, dass es darum gehe, das normale unerfreuliche Leben in der Diktatur zu betrachten. Selbstverständlich gehe es auch um Bindekräfte der Diktatur und Schröder verwies auf einen wesentlichen und bisher kaum thematisierten Punkt der Auseinandersetzung: es ist ein westdeutscher Diskurs, in dem es auch um wissenschaftlichen Status und Forschungsgelder gehen würde – letztlich also um wissenschaftspolitische Macht. Dagegen sei es nicht nötig, dass die Westdeutschen immer noch davon ausgingen, dass sie den Ostdeutschen deren Geschichte „aufarbeiten“ müssten und auch ein Denkmal für die Opfer des Kommunismus in Berlin sei zwar nicht grundsätzlich abzulehnen, zeuge jedoch von einer gewissen Einfallslosigkeit in Sachen Opfergedenken. Und ganz wichtig war es auch, dass Schröder auf das Hochgefühl des Herbstes 1989 verwies und darauf, dass die DDR-Wirklichkeit nur erfasst werden könne, wenn die Grautöne nicht übersehen würden. Und allen Kritikern schrieb er ins Stammbuch, dass eine Demokratie sich nicht nur aus traurigen Diktaturerfahrungen legitimieren könne.

Marianne Birthler, Bernd Faulenbach und andere Sachverständige stärkten die Linie Rürup-Gauck-Schröder. Faulenbach warnte jedoch, dass die Aufteilung in drei Komplexe nicht zur Segmentierung führen dürfe und schlug überraschend (ähnlich wie Rürup) vor, die Abteilung Bildung und Forschung der Birthler-Behörde dem Potsdamer Zentrum für Zeitgeschichtliche Studien anzuschließen, was nicht den Vorstellungen der Kommission entsprach. Birthler selbst unterstützte besonders den vorgeschlagenen Aufarbeitungsschwerpunkt „Herrschaft-Gesellschaft-Widerstand“, da dort der Verlust von Freiheit und Recht als Wesenskern einer Diktatur verdeutlicht werden könnte. Schwierigkeiten sah sie bei der Trennung dieses Themenschwerpunkts von dem der „Überwachung und Verfolgung“ und betonte so eine gegebene Verbindung zwischen ihrer Behörde und der Gedenkstätte im Haus 1. Hier wäre auch der richtige Ort für eine künftige Dauerausstellung zum Thema Staatssicherheitsdienst bzw. „Diktatur und Geheimpolizei“. Dagegen würde sie mit der Gedenkstätte Hohenschönhausen nur eine Kooperation anstreben und könne sich eine Übergabe der Akten des Staatssicherheitsdienstes an das Bundesarchiv im Jahr 2020 vorstellen – hieß es bei Birthler weiter.

Da auch die Presseberichterstattung in den nächsten Tagen für die Sabrow-Kommission erfreulich war, schien ein befriedigender Konsens über die weitere Auseinandersetzung mit der DDR zwischen Expertenkommission, Opfern politischer Gewalt, der Politik und der Wissenschaft sowie der interessierten Öffentlichkeit möglich zu sein. Dabei sollte die Bedeutung des Alltags in der Diktatur genauso gewürdigt werden wie die der friedlichen Revolution von 1989 als Bestandteil europäischer Freiheitsgeschichte. Die Selbstbefreiung hat neben den Grautönen des Lebens unter totalitärer Herrschaft zu stehen. Und auch die Gefahr einer unangemessenen Politisierung der Empfehlungen schien gebannt zu sein; jetzt war es möglich, eine positive Perspektive für die Lösung der Aufgabe einer Neuordnung der Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur in einem absehbaren Zeitraum zu gewinnen.

Nach dieser Klärung und vermeintlichen Beruhigung der Diskussion überraschte nicht nur die Kommissionsmitglieder eine aggressive Verschärfung der Angriffe auf die Kommission und ihr Votum durch einige Journalisten in der Folgezeit. Trotzdem würdigte der Kulturausschuss des Deutschen Bundestages die besondere Bedeutung des „Sabrow-Votums“ am 28. Juni 2006. Abgeordnete aller Fraktionen begrüßten die Empfehlungen der Kommission als wichtigen Grundstein für das Konzept zum Umgang mit der kommunistischen Diktatur, das nun schnellstmöglich folgen müsse. Wieder einmal schien ein überparteilicher Konsens möglich, ein Eindruck, den auch weitere Stellungnahmen zum Problem des Alltags in der zweiten deutschen Diktatur stärkten.

Umso überraschender kam dann der Angriff von Michael Schwartz und Hermann Wentker vom München-Berliner Institut für Zeitgeschichte in den „Vierteljahresheften für Zeitgeschichte“ auf die Empfehlungen der Sabrow-Kommission. Die beiden Autoren argumentierten zuerst gegen die in ihren Augen einseitige Zusammensetzung der Kommission, in der sie nur zwei Historiker auszumachen vermochten. Die wirkliche Besonderheit dieser Kommission, nämlich dass in ihr fünf Ostdeutsche saßen, die alle Opfer politischer Repression in der DDR geworden waren, übersahen sie genauso wie etwa den schon erwähnten Münsteraner Kirchenhistoriker Peter Maser.

Die weiterhin geforderte Unterscheidung zwischen Museum und Gedenkstätte ist sicher richtig, doch war dies auch der Kommission bewusst. Warum Schwartz und Wentker nach sorgfältiger Lektüre der Empfehlungen und angesichts der Diskussion der letzten Wochen behaupteten, die Kommission hätte eine weitere Ausstellung „zum Alltag in der durchherrschten Gesellschaft“ geplant, erschließt sich mir nicht. Das gilt ebenso für die Besorgnis, dass die Themenfelder „Überwachung und Verfolgung“ bzw. „Teilung und Grenze“ randständig zu werden drohten. Und auch die Vermutung, dass vergleichende Analysen der Geheimpolizeien in den mittelosteuropäischen Diktaturen Moskauer Typs der „Weichzeichnung“ der DDR dienen könnten, ist angesichts der allumfassenden Bespitzelung und Zersetzung gerade durch die Staatssicherheit in der zweiten deutschen Diktatur unverständlich. Ganz im Gegenteil: auf der Grundlage der weiteren inneren Erforschung und Analyse der DDR wird die Voraussetzung für ihre Einbettung in größere Zusammenhänge geschaffen, die ihrerseits dann wieder den Blick auf die SED-Diktatur schärfen.

Recht hatten Schwartz und Wentker dagegen mit ihrer Auffassung, dass Repression und Alltag nicht getrennt betrachtet werden dürfen. Doch war dies im Kommissionspapier auch nicht angelegt, sondern es ist selbstverständlich, dass die hier empfohlenen drei Institutionen der Auseinandersetzung – die eigentlich einer Monopolisierung des Themas entgegenstehen – an einer Gesamtsicht der Diktatur arbeiten und dazu miteinander kooperieren müssen. Die Analyse von „Bindungskräften“ der SED-Herrschaft durch diese Institutionen würde die inneren Funktionsmechanismen der Diktatur erst erklärbar machen und hat auch nichts mit „SED-Nostalgie-Thesen“ zu tun, wie die Autoren weiterhin meinen. Entscheidend ist vielmehr, mit welchem Instrumentarium und mit welcher Zielsetzung diese „Bindekräfte“ analysiert und in das totalitäre Gesamtsystem eingefügt werden.

Ein Fazit der Diskussion der Empfehlungen der Expertenkommission unter Martin Sabrows Leitung wird je nach dem Betrachtungswinkel des Beobachters sicher unterschiedlich ausfallen. Festzuhalten ist jedoch zuerst, dass Votum und Diskussion eine Grundlage für die weitere Arbeit an der Konzeption der Bundesregierung zur Auseinandersetzung mit der kommunistischen Diktatur in Deutschland schufen. Dabei war die Notwendigkeit der Verteidigung des antitotalitären Grundkonsenses und die Betonung des Diktaturcharakters der SED-Herrschaft Konsens. Klar war auch, dass die DDR ein Teil der deutschen Geschichte ist und weitere Auseinandersetzungen mit ihrem totalitären Zwangssystem unabdingbar sind. Noch bedeutender ist jedoch die Geschichte von Widerstand, Opposition und friedlicher Revolution für ein demokratisches Bewusstsein in der heutigen Bundesrepublik. Für die Erklärung der Diktatur sind jedoch auch die Analyse des Alltags und allgemeiner Gesellschaftsstrukturen unabdingbar. Und die Einordnung der Geschichte kommunistischer Herrschaft in Deutschland in einen europäischen Kontext hat besondere Bedeutung in der Phase des Übergangs vom individuellen zum kommunikativen Gedächtnis.

In die Zukunft gewandt kann eine Gesellschaft grundsätzlich auch nur dann leben, wenn ihre Institutionen auf starken Kollektivüberzeugungen beruhen. Diese Überzeugung leitete offensichtlich auch Kulturstaatsminister Neumann, der in seiner Behörde die Weiterentwicklung des „Sabrow-Konzepts“ in die Hand nahm und kurz vor der parlamentarischen Sommerpause des Jahres 2007 sein Konzept vorlegte. Erstaunlich war, dass dieses Papier kaum noch öffentliche Resonanz fand und auch eine Expertenanhörung im Kulturausschuss des Bundestages im Herbst kaum noch Interesse erregte. Die-se Unaufgeregtheit könnte aber auch eine Chance für die Erreichung eines positiven Resultats bei der Erarbeitung einer erinnerungs- bzw. geschichtspolitischen Konzeptes der Bundesrepublik Deutschlands im Konsens der demokratischen Volksparteien sein. Ob diese Chance genutzt werden kann, wird sich im Jahr 2008 herausstellen.

Anmerkungen

Vermerk zum Besuch in der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und in der Ausstellung „68: Brennpunkt Berlin“ am 8. Februar 2008:

I. Das Gespräch mit Dr. Kaminsky und Dr. Ross von der Stiftung Aufarbeitung betonte die Möglichkeit einer weiteren intensiven Zusammenarbeit. Im Zentrum des Treffens stand die Präsentation eines Bildungs- und Geschichtsprojektes der „Kooperative Berlin“, das gemeinsam mit der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, dem Bundesministerium für Bildung und Forschung, der Robert-Bosch-Stiftung und anderen Partnern realisiert wird. Das Projekt „deine Geschichte“ startet im Frühjahr 2008 und soll das Geschichtsbewusstsein von Schülerinnen und Schülern stärken sowie Geschichte zeitgemäß über das Internet vermitteln. Es geht um das Prinzip Lernen-Mitmachen-Publizieren, dabei soll multimedial gelernt und eigene Geschichte produziert werden. Thematisch stehen deutsche Teilung und friedliche Revolution im Zentrum des Interesses.

Das Projekt ist technisch weit vorangeschritten und wird über das Internet Schülern die Möglichkeit geben, ausgehend von einem realen oder ideellem Ort in ihrer Umgebung sich mit jüngster Geschichte auseinanderzusetzen. Die dabei erarbeiteten Ergebnisse werden in einer online-Werkstatt veröffentlicht und sollen andere Schüler zur aktiven Teilhabe am Erinnerungsdiskurs anregen, was schließlich in einen bundesweiten Wettbewerb münden wird.

Sowohl die „Kooperative Berlin“ als auch die Stiftung Aufarbeitung legen großen Wert auf die Zusammenarbeit mit der Stiftung Haus der Geschichte, die auch wegen des zu unterstützenden Anliegens und der Nutzung konkreter Ergebnisse in unserem Interesse liegt. Im Einzelnen ist denkbar:

- Eröffnungsveranstaltung des Projekts im Zeitgeschichtlichen Forum (mit der Schirmherrin Bundesministerin Schavan)
- Workshps für Schüler und Lehrer im HdG und ZFL (wobei an die bisherige erfolgreiche Arbeit auf diesem Gebiet in beiden Häusern anzuknüpfen wäre; es ist auch ein wichtiges Signal angesichts der aktuellen Diskussion über die Unkenntnisse deutscher Schüler über die kommunistische Diktatur)
- Eintägige Workshps in Schulen, Museen und Gedenkstätten der gesamten Bundesrepublik (nicht von der Stiftung Haus der Geschichte organisiert)
- Präsentation des online-Angebots für Lehrer und Schüler in HdG und ZFL sowie Integration in die Fortbildung von Lehrern)
- Nutzung von Materialien der Stiftung Haus der Geschichte (insbesondere der biographischen Leitlinie des ZFL)

- Einspeisung der Arbeitsergebnisse des Projektes in die Sammlungen der Stiftung Haus der Geschichte

II. Die Ausstellung „68 – Brennpunkt Berlin“ erweckt durch ihren Titel den Eindruck, dass die Situation in beiden Teilen der gespaltenen Stadt in den Fokus genommen wird. Dies erweist sich jedoch als falsche Erwartung, da ausschließlich West-Berlin (mit einem kaum wahrzunehmenden Exkurs zu Prag 1968) thematisiert wird. Weder die Reaktion der West-Berliner Studenten auf die Invasion der Tschechoslowakei, noch die Wirkung der „Außerparlamentarischen Opposition“ auf den Osten oder die Proteste in Ost-Berlin gegen die Aggression der Warschauer Pakt Truppen kommen ins Bild. Deshalb führt der Titel der Ausstellung „Brennpunkt Berlin“ in die Irre.

Die Ausstellung war am Freitagmittag von knapp zehn Besuchern gleichzeitig frequentiert. Auffallend ist, dass das gesamte Umfeld Bahnhof Zoo/Hardenberg Straße deutlich weniger belebt ist, als die Gegend um die Friedrichstraße. Deshalb hat ein Ausstellungsort im „Zentrum Ost“ Berlins deutliche Vorteile.

Heiko Zimmermann

Erinnerung im Web 2.0: Das Internet als (persönliches) Gedächtnis

Vorwort

Es gibt Menschen, die behaupten, sie lebten im Internet. Sie verbringen pro Woche sechzehn Stunden und mehr damit, Internettagebücher¹ zu lesen und zu schreiben. Sie filmen sich und andere und laden diese Filme ins weltweite Datennetz hoch, oder sie schauen sich solche Filme an. Sie schreiben zusammen mit Tausenden anderen Menschen an einem riesigen Internetlexikon; sie versammeln sich in virtuellen Gruppen und organisieren ihren gesamten Tagesablauf sowie ihr soziales Umfeld über das Internet. Diese Menschen, von denen es immer mehr zu geben scheint, leben im Web 2.0. Aber warum tun sie das?

Aufsätze wie dieser, die sich an ein breiteres Publikum richten, häufen sich zurzeit. Offensichtlich besteht ein gesteigertes Interesse an dem Phänomen Web 2.0, das – je nach Interpretation – entweder noch blutjung ist oder schon wieder kalter Kaffee. Diese Einstufung hängt ganz von der Perspektive ab. Während populäre Massenmedien das Web 2.0 gerade entdecken (Berichte in der Tagesschau, im Spiegel, in den Tageszeitungen), werden in Teilen der forschenden Gemeinde bereits die Totenglocken für das Web 2.0 geläutet beziehungsweise wird seine Existenz überhaupt angezweifelt; so zum Beispiel im Buch *Zero Comments* von Geert Lovink (New York: Routledge, 2007). Trotzdem scheint das Thema wegen seiner großen Durchsetzungskraft in Kultur und Gesellschaft äußerst aktuell und verlangt nach umfassenden und weiterführenden Untersuchungen.

Der Titel dieses Aufsatzes, „Erinnerung im Web 2.0“, besteht aus drei Teilen, die auch die Leitlinie des Textes bilden sollen. Der erste Bestandteil, und damit der erste Teil des Textes, ist das Web 2.0 an sich. Hier soll versucht werden, Grundzüge dieser neuen Gestalt des Internets gerade für interessierte

Menschen ohne Netzerfahrung darzustellen. Der zweite Teil soll die Erinnerung zum Thema haben. Da durch die Einbettung dieses Textes in das Ensemble der Aufsätze dieses Bandes bereits eine umfassende Orientierung auf dem Gebiet Erinnerung gegeben scheint, soll dieser zweite Teil möglichst knapp und pragmatisch der Hinleitung zum dritten Thema dienen, dem Hauptanliegen dieses Textes. Dieses ist die Relation von Web 2.0 und Erinnerung. Es soll versucht werden, Erklärungsansätze für die vielfältigen Beziehungen zwischen Strukturen und Möglichkeiten des Web 2.0 und dem Bereich der Erinnerung – der kollektiven wie auch der persönlichen – zu geben.

Dieser Text ist eine Ausarbeitung des Vortrages zum Thema vom November 2006. Das hat zwei Konsequenzen – erstens eine transmediale, zweitens eine die Aktualität betreffende. Der Vortrag war multimedial angelegt, beinhaltete Videos und Tondokumente. Leider kann diese Art von Informationen noch nicht in einen gedruckten Text eingebettet werden. Da der Zugang zum Internet für alle Leser inzwischen sehr leicht geworden ist, werden verschiedene Quellen und Illustrationen, die zum Verständnis des Textes relevant sind, als Link auf meiner Website angeboten und hier mit einer eckigen Klammer und einer Zahl gekennzeichnet, gefolgt von weiteren Informationen. Wenn Sie die Website besuchen, können Sie also das hier angegebene Dokument sehr leicht finden. Beispiel: [>3] verweist auf Link/Quelle Nummer drei auf der Website <http://heikozimmermann.de/web-zwei-null/>. Die zweite Konsequenz betrifft die Aktualität der angegebenen Daten. Da sich das Internet und speziell die Angebote im Web 2.0 in einem ständigen Fluss befinden, sich rasant weiterentwickeln und auf kleinste Impulse sehr stark reagieren, können die angegebenen Fakten hier niemals aktuell sein. Aus diesem Grund wird sich dieser Beitrag an der Welt zur Zeit des Vortrages orientieren. Aktuellere Daten sind meist sehr gut im Internet zu recherchieren. Im Allgemeinen ist die Annahme, dass alles noch viel größer, umfangreicher und schöner geworden ist, wahr, wenn es in der Entwicklung des Web 2.0 auch einige, zumeist juristische Stolpersteine gibt.

Teil 1: Das Web 2.0

[>1: Tom Buhrow und Wolfgang Stuesser, „Die privaten Videos im Netz“, Tagesthemen 24. Sep. 2006 <<http://www.tagesschau.de/multimedia/sendung/sendung4284.html>>.]

Tom Buhrows Anmoderation und Wolfgang Stuflessers Tagesthemen-Beitrag zeugen nicht nur von dem Interesse der etablierten Medien an dem Thema Web 2.0, sondern auch von einer gewissen Skepsis gegenüber diesen neuen Publikationsformen sowie einem grundsätzlichen Unwissen über diesen Bereich bei den Menschen ohne direkten Kontakt dazu. Dennoch nennt der Beitrag einige Schlagwörter, die in der Betrachtung des Web 2.0 von enormer Wichtigkeit zu sein scheinen. Es geht dabei vor allem um das mutmaßliche Hauptanliegen des Web 2.0, der Selbstdarstellung der Nutzer, also um Leute, die sich im Internet selbst vermarkten. Es geht ebenso um journalistische Qualität. Youtube wird zwar erwähnt, doch wird leider an keiner Stelle erklärt, was denn das Web 2.0 eigentlich sein soll und was das alles mit „milliardenschweren Firmenübernahmen“ zu tun hat. Dieser Abschnitt umreißt deshalb knapp, was das Web 2.0 eigentlich ausmacht.

Der Begriff

Weder der Ursprung des Begriffs Web 2.0 noch dessen Bedeutung lassen sich leicht klären. Als Arbeitsdefinition für diesen Aufsatz, der sich nicht mit der Technik, sondern vielmehr mit Erinnerung im Web 2.0 beschäftigt, soll vorerst angenommen werden, dass man unter Web 2.0 diejenigen Internetseiten² versteht, die den aktiven, den produzierenden Benutzer in den Mittelpunkt stellen.

Der Begriff Web 2.0 geht auf eine Konferenz im Oktober 2004 zurück, er ist also noch sehr jung. Die ursprünglichen Väter des Begriffs waren wohl Dale Dougherty vom O'Reilly-Verlag und Craig Cline von der Firma MediaLive, die eine Konferenz vom 5. bis zum 7. Oktober mit selbigem Titel planten. Meist werden jedoch der Gründer des Verlags, der Ire Tim O'Reilly und der Journalist John L. Battelle vom Wired Magazine, als Väter des Web 2.0 gefeiert. Thema besagter Konferenz war, das Internet als Ausgangspunkt der täglichen Arbeit der Benutzer zu verstehen. Ganz im Gegensatz zum momentan gängigen Verhalten der Benutzer, die an ihren Geräten zu Hause oder an der Arbeitsstelle Software installieren und dort die Daten speichern, sollte also darüber diskutiert werden, welche Potenziale sich bei einer Verschiebung der Aufgaben der lokalen Rechner ins Internet ergeben. In der Berichterstattung über diese Konferenz verschob sich der Fokus allerdings etwas. Wichtig schien allein ein Element zu sein, das O'Reilly in seinem Konferenzbeitrag „The Architecture of Participation“/„Die Architektur der Teilhabe“ nannte:

Businesses are leveraging user-generated content & the force of many to create advantage and build network effects.

Firmen fördern von Benutzern eingepflegte Inhalte und die Macht der Vielen, um damit vorteilhafte Vernetzungseffekte zu generieren.

(John Battelle und Tim O'Reilly)

Letztlich steht das Web 2.0 für eine ganze Reihe neuer, interaktiver Techniken und Dienste des Internets und für eine veränderte Wahrnehmung desselben beziehungsweise für eine andere Haltung dazu.³ Viele erst kürzlich entwickelte Konzepte und Technologien gehören zum Web 2.0: Weblogs, Wikis, Podcasts, RSS-Feeds und andere Formen des Many-to-Many-Publishing, also derjenigen Dokumente, die von Vielen für Viele kreiert werden und somit stark den tradierten, elitären Mustern der Publikations-Rezeptions-Kette entgegenlaufen. Im Hinterkopf sollte man immer behalten, dass der Begriff des Web 2.0 sehr umstritten ist. Waren es ganz zu Beginn kreative E-Commerce-Lösungen, folgten alsbald technische Aspekte, die das Web 2.0 definieren sollten. Manche verstehen noch heute das Web 2.0 nicht als eine Ansammlung von Websites mit ähnlichen Eigenschaften, sondern als eine Anwendung, die alles kann und alles miteinander vernetzt. Wiederum andere behaupten, dass es das Web 2.0 entweder überhaupt nicht gebe, beziehungsweise dass es lediglich eine andere Bezeichnung für das sei, was der, der es gern voneinander unterscheiden möchte, Web 1.0 nennt, nämlich das traditionelle Internet. Letztere Haltung wird besonders von Internet-Pionieren der ersten Stunde vertreten, so zum Beispiel von Tim Berners-Lee, der der Meinung ist, dass von der ersten Stunde des Internets an jeder problemlos im Netz veröffentlichen konnte. Diese Haltung ist natürlich nur dann plausibel, wenn man davon ausgeht, dass alle Menschen Berners-Lees technische Fertigkeiten besitzen (vgl. Berners-Lee).

Die Definition des Begriffs mittels Zuschreibung des aktiven und produzierenden Nutzers zum Web 2.0 klingt zunächst sicherlich etwas vage. Daher sollen nun einige typische Projekte vorgestellt werden, die den Sachverhalt exemplarisch darstellen können, ohne bereits zu sehr den Aspekt der Erinnerung zu diskutieren.

Soziale Software und soziale Netzwerke

Soziale Software ist nicht neu. Der Begriff wurde 2002 im Zusammenhang mit Weblogs und Wikis entwickelt, auf die später noch eingegangen wird, und bezeichnet auch ältere Softwaresysteme, die menschliche Kommunikation, Interaktion und Zusammenarbeit unterstützen. Derartige Software existierte bereits lange vor dem WWW. Seit 1979 war im Usenet die Teilnahme an

Diskussionsgruppen möglich, den sogenannten Newsgroups. Kurze Zeit später gab es Mailboxnetzwerke wie das Fidonet und in der Bundesrepublik seit 1983 BTX, das auch Anwendungen sozialer Software bereitstellte. Heute zählt man meist das Instant Messaging via Microsoft Messenger, AIM, Jabber oder Skype sowie den Internet Relay Chat, Webforen oder Bulletin Boards zur sozialen Software. Doch der Begriff bezieht sich nicht nur auf Software, die vor allem dem verbalen Dialog dient. Zur sozialen Software zählen nämlich auch Weblogs, Wikis (wie Wikipedia, das JuraWiki oder das LeipzigWiki), soziale Netzwerkdienste (wie Orkut, Xing, friendster, MySpace oder StudiVZ) und sogar Massive-Multiplayer-Online-Games/MMOGs (wie das derzeit beliebte World of Warcraft), denn auch dort bilden sich Gruppen von Benutzern, die verbal und non-verbal miteinander kommunizieren und die miteinander gemeinsame Ziele verfolgen.

1. Soziales Netzwerk: StudiVZ

Das sicherlich bekannteste soziale Netzwerk in Deutschland ist das StudiVZ. Beim StudiVZ, dessen Funktionen zum größten Teil vom amerikanischen Vorbild Facebook übernommen wurden und werden, können sich Studierende kostenlos ein eigenes Profil anlegen, um sich anschließend mit ihren Freunden und Kommilitonen in einem Netzwerk zu verbinden, um Informationen auszutauschen und um ihre Kontakte zu anderen Studierenden oder zu studentischen Organisationen zu pflegen. Nachdem das StudiVZ im Oktober 2005 gestartet wurde, hatte es am 11. November 2006 bereits eine Million Mitglieder.⁴

KernbestandteileinerStudiVZ-MitgliedschaftistdieProfilseite[>2:Illustration einer Profilseite]. Neben der Angabe von Kontaktdaten, Interessen und Hobbys können hier auch Informationen zu gerade besuchten Lehrveranstaltungen hinterlegt werden, was später die leichtere Kontaktaufnahme von und durch Kommilitonen erlaubt. Des Weiteren besteht die Möglichkeit, eigene Fotoalben zu erstellen, Gruppen beizutreten oder selbst Gruppen zu gründen. Man kann Freunde oder Fremde „gruseln“ – eine Wortkreuzung aus grüßen und kuscheln –, um ihnen zu zeigen, dass man an sie denkt oder an ihnen Interesse irgendeiner Art hat, ohne eine Nachricht zu verfassen. Hauptanliegen der Nutzer ist es, Kontakte herzustellen und zu pflegen – einerseits zu den Mitstudierenden aus den besuchten Lehrveranstaltungen, andererseits zu alten Schulfreunden, zu neuen Freunden an der Universität oder zu Menschen, die zum einen Studenten sind – sonst wären sie kaum im StudiVZ zu finden –, die zum anderen aber auch ähnliche Interessen haben; letztere findet man in einer der unzähligen Gruppen im Verzeichnis. Der Autor dieses Textes ist beispielsweise Mitglied in der Gruppe „Mir wurde in

Leipzig mein Fahrrad geklaut“, in der Hunderte Studierende sich gegenseitig mit einem Augenzwinkern ihr Leid über verschwundene Fahrräder oder die Unfähigkeit der Polizei klagen. Aber es existieren auch sinnvollere Gruppen, zum Beispiel mit Menschen, die an der Universität Leeds in Nordengland ihr Auslandssemester absolvieren oder absolvierten. Man erinnert sich dort entweder gegenseitig an all die bemerkenswerten Begebenheiten und Orte in der Stadt oder an der Universität, oder man hilft anderen beim Zurechtfinden vor Ort beziehungsweise beim Finden des richtigen Wohnheims.

2. Soziales Netzwerk: GayRomeo

Ein soziales Netzwerk mit einem sicher vergleichbaren Durchsatz in der Zielgruppe ist das Portal GayRomeo, ein Netzwerk vorrangig für schwule Männer. Auch dieses Angebot hat es in die Hauptmedien geschafft. Frederike Hofmann schreibt bei Spiegel Online:

GayRomeo – das ist mehr als eine Kontaktbörse. Es ist ein Musterbeispiel für Communitys im Internet mit allen Vor- und Nachteilen, und es ist das wichtigste Netz von Schwulen für Schwule in Deutschland. [...] Viele der Männer organisieren über das Internet ihr komplettes soziales Netz. [...] Mehr als ein Viertel der Mitglieder hält über die Site Kontakt zu Freunden, knapp ein Viertel ist einfach auf der Suche nach neuen Bekannten. Nur rund acht Prozent der deutschen Mitglieder sind den offiziellen Angaben zufolge über 46 Jahre alt, fast zwei Drittel sind unter 35.

Das ist das Auffällige am Angebot: die Altersabhängigkeit bei der Benutzung des mit insgesamt 410.000 Mitgliedern größten Chat- und Kontaktportals für schwule und bisexuelle Männer sowie Transsexuelle im deutschsprachigen Raum (deutschlandweit ca. 250.000 Mitglieder). Das Portal ist übrigens so erfolgreich, dass Axel Krämer in der taz sogar davon spricht, dass die rosa Listen wieder da seien. Bei den Nutzern wird das Portal zuweilen sogar schwules Einwohnermeldeamt oder, in Anlehnung an das Branchentelefonbuch der Telekom und wegen der Farbe von GayRomeo, Blaue Seiten genannt. Das Portal wurde 2002 von der Berliner Firma PlanetRomeo eröffnet, zog jedoch 2006 nach Amsterdam, weil das Jugendschutzgesetz die Betreiber in Bedrängnis hätte bringen können, da eine geforderte manuelle Prüfung des Altersnachweises der Benutzer bei der genannten Mitgliederzahl vom größtenteils kostenlosen und werbefreien Angebot nicht zu leisten gewesen wäre.

Sinn einer Mitgliedschaft bei GayRomeo ist, ganz wie beim StudiVZ, Kontakte zu pflegen oder neue Bekanntschaften zu machen – für eine gemeinsame

Freizeitgestaltung oder auch mit einem romantischen Hintergrund. Wie beim StudiVZ die Eigenschaft des derzeitigen oder ehemaligen Studiums das gemeinsame Merkmal der Nutzer ist, ist es bei GayRomeo das Geschlecht und das sexuelle Interesse an Männern. Gerade für die Suche nach Sexualkontakten können deshalb verschiedenste Interessen und Neigungen angegeben bzw. abgefragt werden. Oftmals ähnelt die Selbstdarstellung auf den Profildaten einer Strip-Tease. Ganz unverblümt werden persönlichste Details angegeben oder Fotos jeglicher Couleur gezeigt, die im Leben außerhalb des Internets schlicht zu direkt und zu indiskret wären.

Im Zentrum der Präsentation der Mitglieder steht auch hier die Profilseite [3: Illustration einer Profilseite], die ähnliche Eigenschaften und Funktionen hat wie die beim StudiVZ. Sie dient der Vernetzung mit Freunden, stellt ein Gästebuch bereit, zeigt eigene Bilder. Mit dieser Vernetzung, mit dem Wert aus der eigenen, produktiven Tätigkeit der Mitglieder und mit dem hohen Prozentsatz der Benutzer in der Zielgruppe stellt das Kontaktportal GayRomeo wohl die idealtypische Web-2.0-Community dar.

Weitere, derzeit wichtige soziale Netzwerke, die jedoch ähnliche Strukturen zwischen den Benutzern fördern, sollen hier nur kurz erwähnt werden. Dazu gehört sicherlich MySpace, ein schwer zu definierendes Portal, das den Mitgliedern ermöglicht, kostenlos Fotos, Blogs, Nutzerprofile und Gruppen einzurichten. Dort existieren auch spezielle Module zur einfachen Einbindung von Videos und Musikstücken. Gerade im Bereich der Musik konnte das Portal schon große Erfolge feiern. Die englische Band Arctic Monkeys ist wohl der bekannteste MySpace-Star. Vor allem durch das Marketing via MySpace brachten die Musiker im Oktober 2005, ganz ohne Plattenvertrag, ihr Lied „I Bet You Look Good on the Dancefloor“ auf Platz eins der britischen Hitparade.

Bei Youtube, das im Oktober 2006 von Google gekauft wurde, können die Benutzer Video-Clips ansehen oder eigene Filme hochladen. Die meisten Videos in der Datenbank sind Ausschnitte aus Filmen oder Fernsehserien, Musikvideos oder selbst gedrehte Filme. Durch die Verschlagwortung (Tagging) sind sie für alle Nutzer gut zu finden, sie können kommentiert und bewertet werden.

Flickr ist eine Foto-Community. Die Funktionen ähneln denen der meisten anderen sozialen Netzwerke, wobei sie natürlich besonders an die Bedürfnisse der fotografischen Darstellung bzw. an eine gewisse foto-afine Klientel angepasst sind.

Blogs

Weblogs sind Websites, in die periodisch neue Inhalte eingefügt werden. Die Anordnung der Elemente auf der Website erfolgt zumeist in umgekehrt chronologischer Ordnung. Viele Blogs stellen eine Mischung aus Kommentaren, Netzfunden und Tagebucheinträgen der Autoren dar und dienen in erster Linie der Unterhaltung oder der persönlichen Selbstdarstellung. Das Blog allein als Internettagebuch zu verstehen, ist ein Irrglaube.

Ein einzelner Eintrag in ein Blog [>4: Illustration eines Blogeintrags] enthält im Allgemeinen eine Überschrift, einen Haupttext, einen sogenannten Permalink – also die Adresse, unter der ein Eintrag immer zu finden ist, was durch die zeitliche Dynamik nicht unwichtig ist -, das Datum des Eintrags, Kommentare, Kategorien (Tags) und Trackbacks-Links auf Seiten, die auf diesen Eintrag verweisen. All diese Elemente außerhalb der Überschrift und des eigentlichen Textes sind das, was Blogs grundlegend von traditionellen Medien aller Art unterscheidet. Diese Elemente dienen auch allein einem Zweck, der spezifisch für das Web 2.0 ist: der Vernetzung. Mit Trackbacks, Permalinks, Kommentaren und natürlich mit den Links im Haupttext selbst werden Blogs miteinander verknüpft.

Sicherlich müssen diverse Unterarten, Typen oder Genres von Blogs unterschieden werden, da Autoren, Leser, Ziel und Nutzung doch sehr differieren. Jedoch besitzen die einzelnen Blogs je nach Typ auch gemeinsame Eigenschaften. An Blogarten ist wohl zuerst das Fotoblog zu nennen, das auch Photoblog oder kurz Phlog genannt wird. Diese Art Blog dient dazu, Fotografien zu publizieren und zu diskutieren. Die größte Ähnlichkeit dazu hat das Videoblog oder Vlog. Zumeist finden sich dort auch große Videosequenzen verschiedener Quellen. Werden die Daten nicht sofort nutzbar eingebunden, sondern lediglich verlinkt, handelt es sich um ein Linkblog. Diese Form des Blogs scheint sich von anderen Formen besonders darin zu unterscheiden, dass die Selbstdarstellung nicht im Vordergrund stehen kann, wenngleich sich auch durch das Setzen von Links zu angeseheneren Quellen eine Aussage über den jeweiligen Blogger treffen lässt – ganz nach dem Prinzip einer repräsentativen Hausbibliothek. Auch hier gibt es eine ähnliche Form: das Metablog, das eine Sammlung von Beiträgen anderer Weblogs und Webseiten darstellt.⁵ Beim Metablog übernimmt der Blogger eine editorische Funktion. Der sicherlich am schwersten zu fassende Blog-Typ ist das Tumblelog, das eine unstrukturierte Sammlung von Links, Bildern, Zitaten und anderem darstellt. Diese Art von Blog ähnelt am stärksten einem Skizzenbuch oder einem öffentlichen Notizbuch. Besonders wichtig bei der Diskussion über die Relevanz von Blogs ist unter anderem das Warblog. Bei

diesem Blog-Typ versucht der Blogger, aus einem Krisengebiet zu berichten. Oftmals werden diese Blogs gerade dann gelesen, wenn durch tradierte Medien keine unabhängige Berichterstattung mehr gewährleistet ist. Von bloggenden Palästinensern, Tibetern oder Menschen aus Burma hat man in den letzten Jahren viel gehört.

Doch wie sieht ein durchschnittlicher Blogger in Europa aus? Nach einer Studie des Marktforschungsunternehmens Forrester (vgl. „Blogger können Marken zerstören“), sind die vier Millionen europäischen Blogger durchschnittlich 31 Jahre alt. Sie sind meist weiblich, überdurchschnittlich gebildet und verbringen 16 Stunden pro Woche im Internet. Oft gehören sie virtuellen sozialen Netzwerken an. Seitdem sie bloggen, verbringen sie weniger Zeit vor dem Fernseher. Dass es unter den bekanntesten Bloggern Deutschlands, den sogenannten A-Bloggern, kaum Frauen gibt, erstaunt angesichts der Untersuchung und wirft Fragen hinsichtlich des geschlechtsspezifischen Bloggens auf. Diese Fragen, die durch ihre Verknüpfung mit sozialen und persönlichen Faktoren für das Thema Erinnerung relevant sind, können an dieser Stelle leider nicht genauer untersucht werden.

Die Weisheit der Vielen

Spricht man über das Web 2.0, darf man eine weitere Erfolgsgeschichte nicht vergessen: Wikipedia. Auch dieses Projekt ist seit geraumer Zeit in den Hauptmedien angekommen. Was viele Menschen als Erstes darüber erfahren haben, ist, dass sich die Firma Brockhaus Sorgen um die eigene Zukunft macht, dass die Qualität des Online-Lexikons nicht gut sei oder dass es nun auch gedruckt werden solle. Obwohl jedem etwas über das Lexikon bekannt sein dürfte, sollen kurz grundlegende Daten des Projektes genannt werden.

Wikipedia ist eine seit 2001 von vielen Autoren unentgeltlich erstellte und für alle Internetnutzer kostenlos verfügbare, mehrsprachige (derzeit in insgesamt 220 Sprachen) Online-Enzyklopädie. Bisher haben international zirka 214.000 angemeldete Benutzer dazu beigetragen. Da in der ersten Zeit noch nicht einmal zum erstmaligen Erstellen von Einträgen eine Anmeldung notwendig war, kann man von einer noch viel höheren Anzahl nicht angemeldeter Benutzer ausgehen. In Deutschland arbeiten gut siebentausend Menschen regelmäßig am Lexikon mit. Meist betreuen sie einen engen thematischen Bereich von Einträgen, der – je nach Motivation – das Steckenpferd des Benutzers darstellt. Die Enzyklopädie beinhaltet mehr als fünf Millionen Artikel, darunter eine halbe Million auf Deutsch. Der Umfang des Projektes wird greifbar, wenn man diese Zahlen mit der Anzahl der Stichwörter des dreißigbändigen Brockhauses vergleicht: 260.000. Diese Masse ist auch gemeint, wenn von der „Macht der Vielen“ gesprochen wird. Auch wenn

es klare Interessensgebiete bei der Arbeit am Lexikon gibt, auch wenn es Nutzer gibt, die sich besonders um bestimmte Einträge kümmern, kann doch jeder Nutzer die Einträge bearbeiten. Bestand hat dann das, was von der Gemeinschaft aller Nutzer ausgehandelt und akzeptiert wird.

In dieser Aushandlung des Inhaltes kommt auch das soziale Netz zum Einsatz, das bei Wikipedia als Web-2.0-typisches Projekt nicht fehlen kann. Auch weitere Eigenschaften zeigen, dass es sich hier um ein echtes Netzwerk mit ähnlichen Eigenschaften wie bei den zuvor besprochenen sozialen Netzwerken handelt. So kann sich jeder Benutzer, so er sich denn angemeldet hat, eine Profilseite anlegen, die dem Nutzer – ganz im Sinn von Wikipedia – große Freiheiten bei der Inhaltswahl lässt. Benutzer können und sollen miteinander in Kontakt treten. Dies geschieht mittels Nachrichten über das hauseigene Nachrichtensystem oder über Einträge auf den Diskussionsseiten der Profile oder auf den Seiten der Lexikoneinträge. Jede Seite bei Wikipedia besitzt eine dahinterliegende Diskussionsseite und eine Geschichtsseite, über die alle Veränderungen der jeweiligen Seite mit den jeweiligen Kommentaren der Bearbeiter verfügbar sind.

Natürlich existieren viele weitere Web-2.0-Projekte im Internet, auf die im Rahmen dieser kurzen Einführung allerdings nicht weiter eingegangen werden kann. Wichtig ist bei allen die Vernetzung als Hauptinhalt des Projektes, und dass die Benutzer die Inhalte selbst in das System eintragen.

II. Teil: Erinnerung

Erinnerung und Gedächtnis

Wie das Web 2.0 scheint auch das Thema Erinnerung und Gedächtnis Konjunktur zu haben. Wie beim Web 2.0 scheint auch hier eine Definition des Begriffes problematisch. Bereits seit der Antike ist man auf der Suche nach prägnanten Metaphern dafür, was wir Gedächtnis nennen – in jedem möglichen Sinn. Besonders bemüht wurden Einrichtungen oder Speichermedien, wie beispielsweise das Magazin, die Bibliothek, das Archiv und das Buch; aber auch die Wachstafel, die Schrift, die Spur oder das Engramm⁶. Auch die Metaphern des Erwachens und des Erweckens fanden Verwendung.⁷ Als Illustration soll hier ein literarisches Beispiel dieser Suche nach Beschreibungen dienen.

Im zweiten Buch seines Versepos *The Fairie Queene* von 1596 präsentiert der englische Dichter Edmund Spenser eine Bibliothek als Metapher für

das Gedächtnis. Der Held des Epos ist ein vagabundierender Ritter, der in der fraglichen Episode ein Schloss besichtigt. Es ist das Schloss der Alma, einer reinen, nicht von Leidenschaft zerrütteten Seele, die in einem ebenso gesunden Körper wohnt, diesem Schloss. An dieser Stelle findet sich die erste Metapher: der Körper als Schloss. Nachdem bei der Besichtigung des Gebäudes diverse Körperfunktionen erklärt werden, steigt man zuletzt in den Turm hinauf. Ganz oben gibt es drei Kammern zu besichtigen, die hintereinander liegen und drei Männern gehören. Das vordere Zimmer, das voll von Trugbildern und unausgegorenen Ideen ist, wird von einem jungen Mann bewohnt, der den Eindruck eines Wahnsinnigen erweckt. Dieses Zimmer ist der Zukunft gewidmet. Das zweite Zimmer beherbergt einen reifen Mann, eine Verkörperung des Weisen. Sein Bereich ist die Gegenwart. Die Darstellungen in diesem Raum dokumentieren Momente verantwortlichen öffentlichen Handelns, Richtens und Entscheidens. Das letzte Zimmer macht einen heruntergekommen Eindruck; der Putz blättert von den schiefen Wänden. Im Zimmer lebt denn auch ein halb blinder Greis, dessen körperliche Gebrechlichkeit im Widerspruch zu seinem wachen Geist steht:

And therein sate an old old man, halfe blind,
And all decrepit in his feeble corse,
Yet liuely vigour rested in his mind,
And recompenst him with a better scorse:
Weake body well is chang'd for minds redoubled forse.
(II.IX.55)

Drin saß ein alter, alter Mann, halb blind,
und ganz verfallen war sein schwacher Körper.
Doch rege und lebendig war sein Geist,
Und eine Entschädigung durch Vorteilstausch:
Ein schwacher Körper ist guter Handel für doppelte Geisteskraft.
(II.IX.55)

Die geistige Frische des Alten nährt sich aus seinem Gedächtnis – seiner Bibliothek –, das ein „unendlicher Schrein“ sei, „in dem die Dinge intakt und unvergänglich aufgehoben sind“. Der Mann, Eumenestes, ist so alt, dass er Zeuge allen Geschehens seit Menschengedenken ist. Er sitzt im Zimmer inmitten seiner angestaubten Schätze, die aus Büchern und Pergamentrollen bestehen, die zum Teil bereits wurmbefallen und löchrig sind. Sein junger Gehilfe Anamnestes bringt ihm die gewünschten Bände, selbst wenn sie verstellt sind oder verloren scheinen.

Aus Spensers Text kann man die von Aristoteles geprägte Fakultätenpsychologie herauslesen, nach der Fantasie, Verstand und Gedächtnis drei Aspekte des menschlichen Geistes sind, die in verschiedenen Hirnkammern liegen. Ähnliche Dreiteilungen existieren beispielsweise jedoch auch in Augustinus' Analyse der Zeit im elften Buch seiner *Confessiones*: die Gegenwart des Künftigen entspricht der Erwartung, die Gegenwart des Gegenwärtigen entspricht dem Augenschein und die Gegenwart des Vergangenen entspricht dem Erinnern. Bei Augustinus treten Bilder in das Bewusstsein ein, die später auch vergessen werden können, was dem Modell eine gewisse Dynamik verleiht.

Spensers Memoria-Metapher ist auch recht dynamisch. Sie unterscheidet zwei Prinzipien, ein aktivisches und ein passivisches. Dieser Unterschied entspricht auch dem Kontrast zwischen Gedächtnis und Erinnerung. (siehe Abb. 1: Gegenüberstellung der beiden Prinzipien in Spensers Memoria-Metapher.)

Eumenestes stellt demnach den unendlichen Speicher dar, Anamnestes verkörpert indes die bewegliche Energie des Auffindens und Hervorholens von Informationen aus ihrer latenten Präsenz. Das Gedächtnis wird zu dem Speicher, aus dem die Erinnerung auswählt, den sie aktualisiert, aus dem sie sich bedient.

Warum sollte man aber ausgerechnet Spensers Metapher für die Funktionsweise des Gedächtnisses genauer betrachten? Dadurch, dass er das Gedächtnis nicht lediglich als stille Kammer in einem Kopf darstellt, sondern es mit der Zeitgeschichte verknüpft, deren Chronist Eumenestes ist, es als Bibliothek darstellt, in die sogar Besucher Eintritt haben; durch die Metapher in der Metapher – die Bibliothek/das Gedächtnis in der Kammer im Kopf/im Turm des Schlosses/des Körpers der Alma/der Seele – verwischen sich die Grenzen zwischen dem, was individuelles und was kollektives Gut ist. Dieses Verschwimmen der Grenzen zwischen einem persönlichen Innen und einem öffentlichen Außen passiert auch im Web 2.0.

In der öffentlichen Diskussion und auch in der Forschung verschiedener Disziplinen werden gern zwei verschiedene Arten des Gedächtnisses unterschieden. Auf der einen Seite spricht man vom individuellen Gedächtnis, das sich aus dem eigenen Erleben speist und auch nur einer Person gehört, zugleich deren Realität widerspiegelt. Auf der anderen Seite steht ein anderer Begriff, der auch häufig in politische Debatten eingebracht wird: das kollektive oder kulturelle Gedächtnis. Zu diesem Thema existieren eine ganze Zahl von Arbeiten von Forschern, die sich mit diesen beiden

Gedächtnisformen beschäftigt haben. Ohne im Detail auf sie eingehen zu wollen, seien hier lediglich Maurice Halbwachs, Pierre Nora sowie Jan und Aleida Assmann genannt. Während für Maurice Halbwachs die Feststellung wichtig ist, dass das Gedächtnis nur durch Kommunikation und Interaktion zwischen Menschen entsteht und existiert und somit lediglich das sensorische Empfinden individuell sein kann, vergleicht Pierre Nora in seinem Werk „Zwischen Geschichte und Gedächtnis“ das Gedächtnis mit dem Leben selbst und versteht es somit als permanenten Entwicklungsprozess, der von einem andauernden Widerstreit von Merken und Vergessen geprägt sei. Das Gedächtnis sei von Natur aus auf Vermehrung und Vervielfachung angelegt, es sei kollektiv, vielheitlich und doch individualisiert.

Die Anglistin und Ägyptologin Aleida Assmann meint zum Thema in ihrem Werk Erinnerungsräume:

Während im Individuum Erinnerungsprozesse weitgehend spontan ablaufen und den allgemeinen Gesetzen psychischer Mechanismen folgen, werden auf kollektiver und institutioneller Ebene diese Prozesse durch eine gezielte Erinnerungs- bzw. Vergessenspolitik gesteuert. Da es keine Selbstorganisation eines kulturellen Gedächtnisses gibt, ist es auf Medien und Politik angewiesen. (15)

Zwei Behauptungen scheinen in diesem kurzen Auszug besonders wichtig. Erstens gebe es keine Selbstorganisation des kulturellen Gedächtnisses, was die Notwendigkeit einer aktiven Steuerung zu Folge habe. Diese Steuerung kann in der Tat beispielsweise über Mahnmale, öffentliche Diskussionen, Mythologisierungen der Vergangenheit und eine Reihe anderer Strategien und Maßnahmen erfolgen. Weiterhin sei eine Erinnerungspolitik an eine Vergessenspolitik geknüpft. Der Ansatz des Vergessens und auch der Notwendigkeit der Aktivität in der Erinnerungsarbeit findet sich auch in Spencers Text. Während er allerdings die Grenzen zwischen Subjektivität und Kollektivität verschwimmen lässt, betont Assmann diesen Unterschied und unterstellt beiden Bereichen unterschiedliche Funktionsweisen.

III. Teil: Erinnerung im Web 2.0

Subjektiv und kollektiv

Wenn man sich nun Fragen zur Erinnerung im Web 2.0 stellt, muss man sich des Problemkreises und der unterschiedlichen Beschreibungs- und Lösungsansätze auf dem Gebiet des Gedächtnisses und der Erinnerung sehr bewusst sein. Wichtig scheinen die Fragen nach der Subjektivität bzw. Kollektivität der Erinnerung im Netz. Wichtig scheint ebenso die Unterscheidung zwischen Gedächtnis und Erinnerung, besonders deshalb, weil das Netz ein Pool unerschöpflicher Datenbestände zu sein scheint.

Wie ist also Erinnerung im Web 2.0 organisiert? Zunächst muss davon ausgegangen werden, dass subjektive Erinnerungen, also Bearbeitungen aus dem Gedächtnis, in das Netz geschrieben werden. In diversen Blogs wird über eigene Erlebnisse berichtet. In Flickr werden beispielsweise die eigenen Urlaubsbilder hochgeladen und mit Kommentaren und Tags dokumentiert. Bei Youtube findet sich eine ganze Reihe von Urlaubsvideos. Im StudiVZ wird auf alte Freunde verlinkt, mit denen man sich Erinnerungen teilt. All diese mitgeteilten Erinnerungen sind im Web 2.0 nun allerdings zumeist öffentlich und vernetzt. Öffentlich sind sie deshalb, weil sie in weltweit zugänglichen Systemen wie Blogs, Youtube oder Flickr für viele Menschen zugänglich sind. Falls sie nicht ganz öffentlich sind, sind sie doch zumeist einem Netz von Freunden, Gleichgesinnten oder Klubmitgliedern verfügbar (StudiVZ oder GayRomeo). Die Vernetzung dieser subjektiven und mehr oder minder öffentlich ausgedrückten Erinnerungen erfolgt in der Regel entweder explizit oder inhaltlich und ist im Allgemeinen reaktiv oder gar interaktiv. Grundlage einer rein inhaltlichen Verknüpfung ist, dass verschiedene Menschen über ähnliche oder gar die gleichen Inhalte z. B. in ihren Blogs berichten. Natürlich können auch Bilder von denselben Orten, Begebenheiten oder Menschen bei Flickr vernetzt werden. Das Gleiche gilt natürlich ebenso für Youtube oder andere Websites. Im StudiVZ verlinken Freunde beispielsweise zurück, kommentieren das Handeln von anderen oder beenden gar Freundschaften virtuell, was von einer sehr starken reaktiven und interaktiven Dynamik des Web 2.0 zeugt.

Werden die im Web 2.0 präsentierten, subjektiven Erinnerungen durch ihre Öffentlichkeit und Vernetzung zu kollektiven Erinnerungen? Das scheint zunächst nicht der Fall zu sein, muss doch, laut Assmann, kollektive Erinnerung durch gezielte Erinnerungs- und Vergessenspolitik gesteuert werden, was im Web 2.0 nicht der Fall sein kann, da von keinerlei Steuerung gesprochen werden kann. In der Tat ähnelt das Netz eher einem komplexen System, das

für die Eigenschaft der Selbstorganisation prädestiniert scheint. Der zweite Grund, aus dem die im Netz dargestellten, subjektiven Erinnerungen nicht objektivier- und kollektivierbar scheinen, ist der, dass das meiste, was im Netz zu finden ist, für die meisten Menschen schlicht uninteressant und unwichtig ist. Für die Mehrzahl der Menschen ist die Mehrheit der Inhalte im Internet Datenmüll, der am besten dem Vergessen anheimfallen sollte.

Allerdings ist das Nichtbeachten von Inhalten aus dem Netz nicht einfach – allein schon deshalb, weil in der Vernetzung ganz neue Bedeutungen entstehen. Als Beispiel möge der elfte September 2001 dienen. An diesem Tag schreiben Zehntausende Blogger in den USA über das traumatisierende Ereignis. Die Einzelerinnerung scheint vielen mangels Anknüpfungsmöglichkeit erst einmal unwichtig. Doch die Blogger erkennen sukzessive, dass viele Menschen ähnlich denken, ähnlich erleben, auch Leute kennen, die direkt von den Anschlägen betroffen sind. Sie greifen Gedanken der anderen auf, kommentieren und verlinken, so dass die Bloggosphäre binnen kurzer Zeit sozusagen im Gleichklang schwingt und ein schwer zu beeinflussendes Massenmedium darstellt. Ein Indiz dafür können beispielsweise die bereits damals aufkommenden Verschwörungstheorien sein. Einzelerinnerungen verschmelzen also im Prozess des Wieder-und-wieder-Lesens und der Interaktion zu einem kollektiven Medium, vielleicht sogar zu einer kollektiven Erinnerung. Durch diese Vernetzungseffekte ist eine Erinnerungsarbeit zutage getreten, die politisch nicht gesteuert wurde und auch nicht gesteuert werden konnte. Dass die Grenzen zwischen subjektivem und kollektivem Raum und den zugehörigen Formen des Erinnerns im Web 2.0 verschwimmen, lässt sich anhand eines Beispiels und eines Gegenbeispiels zeigen.

Beispiel: Find a Grave

Find a Grave ist eine zwar englischsprachige, doch weitgehend internationale Grabdatenbank, in der Gräber bekannter Persönlichkeiten und öffentlich unbekannter Menschen verzeichnet sind. Insgesamt sind über dreizehn Millionen Gräber in der Datenbank aufgeführt. Man kann den Dienst nutzen, um beispielsweise Gräber bekannter Menschen an bestimmten Orten zu finden.

Das Projekt teilt sich also in den Bereich der „populären“ Gräber und den aller anderen. Die Daten werden wiederum von einer Vielzahl von Benutzern in das System eingepflegt. Auch vernetzen sich die Benutzer untereinander durch das Anbringen persönlicher Markierungen an den Grabdaten. Selbst die „populären“ Gräber bekommen durch die persönlichen Bilder, persönlichen Geschichten (Warum war jemand an diesem Grab, von dem er ein Foto ins System einspeist?) und Erinnerungen (Woher kennt man die Person, was

verbindet man mit dem Namen?) eine subjektive Komponente. Auch die anderen Gräber, meist solche von Verwandten und Bekannten der Nutzer oder solche, die Benutzer schön gestaltet finden, sind durch diese Elemente untereinander und auch mit den Nutzern verknüpft.

Durch die ins Netz gestellten Erinnerungen und Fotografien, die direkt von der Beschäftigung mit dem Tod und von der Erinnerung an verstorbene Menschen handeln, wird ein Beitrag zu einer Aushandlung über Geschichte und Erinnerung geleistet.

Gegenbeispiel: Aktives Alter

Auf der Webseite des Projektes www.aktives-alter.de findet sich zuerst der Hinweis auf die Konservierung von Erinnerungen:

Ein einzigartiger provinzieller Hauch mit dem Hang zum Duft einer Weltstadt bringt Leipzig und die Leipziger immer wieder ins Gespräch. Leipziger Geschichte wurde offiziell viel beschrieben. Aber das eigene, individuelle Erleben findet sich höchstens noch in Dichterkreisen. Oder, wenn Oma oder Opa erzählen. Danach ist es weg. Kinder und Enkel meinen: „Schreib das auf. Das ist so interessant.“ Viele trauen sich nicht. Haben Sie Mut für Ihre und die Geschichte Leipzigs!

Genau das wird auf der Website umgesetzt. So schreibt beispielsweise der 1928 geborene Heinz Lohse über Bombenangriffe auf Leipzig im Jahr 1944. Inge Mothes, Jahrgang 1926, indes berichtet über Museumsbesuche als 15-Jährige und beschreibt damit ein greifbares und persönliches Bild von der Welt einer jugendlichen Leipzigerin während des Zweiten Weltkrieges.

Obwohl die Leipziger Volkszeitung am 7. November 2006 titelt, dass „Erinnerungen per Internet unvergessen“ seien, wird das Leipziger Portal wohl weit schlechter angenommen werden als das sehr erfolgreiche Find a Grave. Natürlich sind die Themen sehr unterschiedlich, doch kreisen beide Projekte um das Erinnern. Der Grund, warum aktives-alter.de zum Scheitern verurteilt scheint, ist, dass dem Portal jegliche Web-2.0-typische Interaktion fehlt. Das ist ein fehlender Mehrwert für Nutzer des Portals, die nicht selbst Texte dafür schreiben. Außerdem fehlt mit der Interaktion der Benutzer ein wichtiges Instrument für die Erinnerungsarbeit. Subjektive Eindrücke können so nicht durch Kommentare, Verlinkungen und Zitate anderer Nutzer, die vielleicht sehr ähnliche, vielleicht aber auch ganz gegensätzliche Erfahrungen gemacht haben, relativiert oder vielleicht sogar objektiviert werden. Eine aktive Diskussion findet bei aktives-alter.de nicht statt, Erinnerung wird also weder gepflegt noch neu ausgehandelt. Die präsentierten Versatzstücke

einzelner Erinnerungen entsteigen nicht ihrer latenten Präsenz in einem Datenspeicher.

Wie sich an den beiden Beispielen und in den beschriebenen Web-2.0-Projekten andeutet, entscheiden nicht nur zur Verfügung stehendes Kapital und wirtschaftlicher oder politischer Einfluss über den Erfolg der Erinnerungsarbeit im Web 2.0, sondern das Relevanzempfinden der teilnehmenden Vielen. Das bedeutet allerdings auch, dass es in der Kommunikation über Themen, die des Erinnerns würdig wären, leicht zu einer Abkopplung vom Inhalt und zu einer Präferenz der schöneren Form kommen könnte. Kurzum: Schöner Bilder, spektakulärere Videos werden bei Flickr oder Youtube häufiger angeschaut, mitreißender geschriebene Berichte werden in Blogs eher gelesen, werden häufiger verlinkt und sind damit über Suchmaschinen wie Google leichter auffindbar. Aber nicht nur dort. Das Google-Ranking, also die Relevanz, die Google der Webseite beimisst, bestimmt unter Umständen die Aufnahme in Archive. Das Gleiche gilt natürlich ebenso für andere Bewertungseinrichtungen wie Alexia, das maßgeblich für die Aufnahme eines Dokuments in das Internet Archive verantwortlich ist, oder auch für Technorati, die autoritative Bewertungsinstanz für Weblogs. Massentaugliche Spektakel und kurzlebige Trends werden im Gegensatz zum traditionellen Buch im Netz also viel umfangreicher dokumentiert. Dieser Trend bedeutet allerdings nicht, dass alles, was im Netz leicht verfügbar und en vogue ist, auch etwas mit Erinnerung zu tun hat. Für den einen mögen seine Blogbeiträge eine subjektive Erinnerung konservieren. Für den anderen kann ein Inhalt einfach nur schön und interessant sein, ohne einen Bezug zu Gedächtnis, Erinnerung oder Geschichte zu besitzen.

Zusammenfassung

Zwar lässt sich in dieser kurzen Form lediglich ein knapper Ausschnitt aus der im schnellen Wandel befindlichen Wirklichkeit des Web 2.0 und den Möglichkeiten des Erinnerns dort darstellen, doch scheinen in der Tat einige Besonderheiten wahrscheinlich. Erstens kann davon ausgegangen werden, dass im Web 2.0 die Grenzen zwischen subjektiver und kollektiver Erinnerung verschwimmen, wobei zu bestimmen bleibt, ob der Blick auf das Internet überhaupt ein Spiegel der Gesellschaft sein kann, ob sich also überhaupt auf ein kollektives Bewusstsein schließen lässt. Zweitens wird aktive Erinnerungsarbeit als Hinterfragen des eigenen Erlebens und der eigenen kommunizierbaren Erinnerung durch die Vernetzung im Web 2.0

möglich, da diese die sofortige Diskussion mit anderen nicht nur fördert, sondern manchmal sogar zum Standard macht. Drittens wird der Begriff der Erinnerung durch die Pluralität der Interessen im Netz hinterfragt. Was für den einen eine Erinnerung darstellt, ist für den anderen einfach interessant oder lediglich ein Spiegel der eigenen Erfahrungen. Viertens entscheidet eine Vielzahl von Menschen, welche Erinnerung und in welcher Form im Netz Bestand hat, der Rest ist schlecht auffindbar oder wird ganz zum Datenmüll.

Literatur

Assmann, Aleida. Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: Beck, 2003.

Battelle, John und Tim O'Reilly. „Opening Welcome: The State of the Internet Industry.“ Web 2.0 Conference. O'Reilly Network. Powerpoint-Präsentation 26. Jan. 2007 <http://conferences.oreillynet.com/presentations/web2con/intro_tim_john.ppt>.

Berners-Lee, Tim. Interview. developerWorks Interviews 25. Aug. 2006. 26. Jan. 2007 <<http://www-128.ibm.com/developerworks/podcast/dwi/cm-int082206.txt>>.

„Blogger können Marken zerstören: Vier Millionen Europäer schreiben ein Online-Tagebuch.“ Frankfurter Allgemeine Zeitung 22. Nov. 2006: 21.

von Gehlen, Dirk. „Das nächste große Ding sind wir.“ Süddeutsche Zeitung 10./11. Juni 2006: Wochenende 1.

Hofmann, Friederike. „GAYROMEO: Schwul mit Hund sucht Flugbegleiter.“ Spiegel Online. 13. Okt. 2006 <<http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,441054,00.html>>.

Krämer, Axel. „Gefährlich hoher Datingfaktor.“ taz Magazin 13.11.2004: 3. 13. Nov. 2004. taz.de. 26. Jan. 2007 <<http://www.taz.de/pt/2004/11/13/a0329.1/text>>.

O'Reilly, Tim. „What Is Web 2.0: Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software.“ 30. Sep. 2005. Tim O'Reilly. 26. Jan. 2007 <<http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-20.htm>>.

Raulien, Angelika. „Erinnerungen per Internet unvergessen: Bildungs- und Begegnungsstätte startet Medien-Projekt für betagte Leipziger.“ Leipziger Volkszeitung 7. Nov. 2006: Lokales Leipzig 18.

Anmerkungen

¹ Diese Bezeichnung für Weblogs wird weiter unten kommentiert.

² In diesem Text werden die Begriffe Internetseiten, Website, Internetprojekt und –portal weitgehend synonym verwendet, wenn auch die Unterschiede der Bezeichnungen zumeist inhaltliche Differenzen markieren. Diese Unterscheidungen sind jedoch für unseren Untersuchungsgegenstand irrelevant.

³ Vgl. dazu auch O'Reilly.

⁴ Ehssan Dariani, „1.000.000 Studis glücklich vernetzt“, StudiVZ: Backstage Blog and on Campus! 20. Nov. 2006 <<http://www.studivz.net/blog/?p=74>>.

⁵ Zu unterscheiden ist diese Form von einem Blog-Aggregator, der alle Einträge einer Reihe von Blogs einbindet (z. B. Leipzigblogs.de).

⁶ Donald O. Hebb, Vater der physiologischen Gedächtnistheorie, spricht dabei von eingeschliffenen Bahnen.

⁷ Selbst heute scheint noch oft die Idee von „storage and retrieval“ bzw. von Engramm und Repräsentation bei der Beschreibung des Gedächtnisses und der Erinnerung wichtig zu sein. Erst langsam wird die kreative Rolle des Gedächtnisses mitgedacht, die auf den im gesamten Gehirn verteilten neuronalen Funktionen beruht, die eben nicht nur einen Speicher darstellen.

Abbildungen

Eumenestes	Anamnestes
passiv	aktiv
Gedächtnis	Erinnerung

Abb. 1: Gegenüberstellung der beiden Prinzipien in Spencers Memoria-Metapher

Zu den Vortragenden

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha

Ortrun Riha ist Medizinhistorikerin und Direktorin des Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften an der medizinischen Fakultät der Universität Leipzig.

Prof. Dr. Marcus Köhler

Marcus Köhler ist Professor für Gartendenkmalpflege an der Fachhochschule Neubrandenburg.

Prof. Dr. Werner Greiling

Werner Greiling ist Experte für thüringische und sächsische Landesgeschichte und Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Jena.

Dr. Betsy van Schlun

Betsy van Schlun ist an der Fakultät für Linguistik und Literatur der Universität Bielefeld im Bereich British Literature and Culture Studies tätig.

Dr. Tobias Brinkmann

Tobias Brinkmann ist Hochschullehrer an der Universität Southampton, England.

Prof. Dr. Angelika Hoffmann-Maxis

Proust-Forscherin Angelika Hoffmann-Maxis ist Leiterin des Institutes für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Leipzig.

Prof. Dr. Rainer Eckert

Rainer Eckert ist Direktor des Zeitgeschichtlichen Forums und Professor für Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte an der Universität Leipzig.

Heiko Zimmermann

Heiko Zimmermann ist Webdesigner und promoviert zum Thema der „Autorschaft in digitaler Literatur“ am Institut für Anglistik an der Universität Leipzig.

Studium universale an der Universität Leipzig und der Arbeitskreis Studium generale Sachsen

Seit 1999 ist das Studium universale der Universität Leipzig mit entsprechenden Einrichtungen in einem Arbeitskreis der „studia generales“ der sächsischen Hochschulen zusammengeschlossen. Letzterer Arbeitskreis stellt in einer gemeinsamen Erklärung für das Studium generale fest:

Das Studium generale geht aus dem Verständnis von Hochschulen als demokratische Institutionen für Bildung und Ausbildung hervor. Das Studium generale erfüllt in besonderer Weise den Bildungsauftrag der Hochschulen, wobei die intellektuelle Auseinandersetzung eine wichtige Grundlage des Lehrens und Lernens sowie der Forschung ist und in einem stetigen Austausch zwischen Hochschule und Gesellschaft steht. Das Studium generale vermittelt grundlegende Fähigkeiten über das fachliche Wissen hinaus und versucht, soziale und kulturelle Kompetenzen sowie ethisches Denken auszuprägen. Es bietet einen Zugang zu einer produktiven Streitkultur und Kommunikationsfähigkeit sowie zu fachübergreifendem Denken und Arbeiten.

Weitere Informationen unter
www.uni-leipzig.de/studiumuniversale

